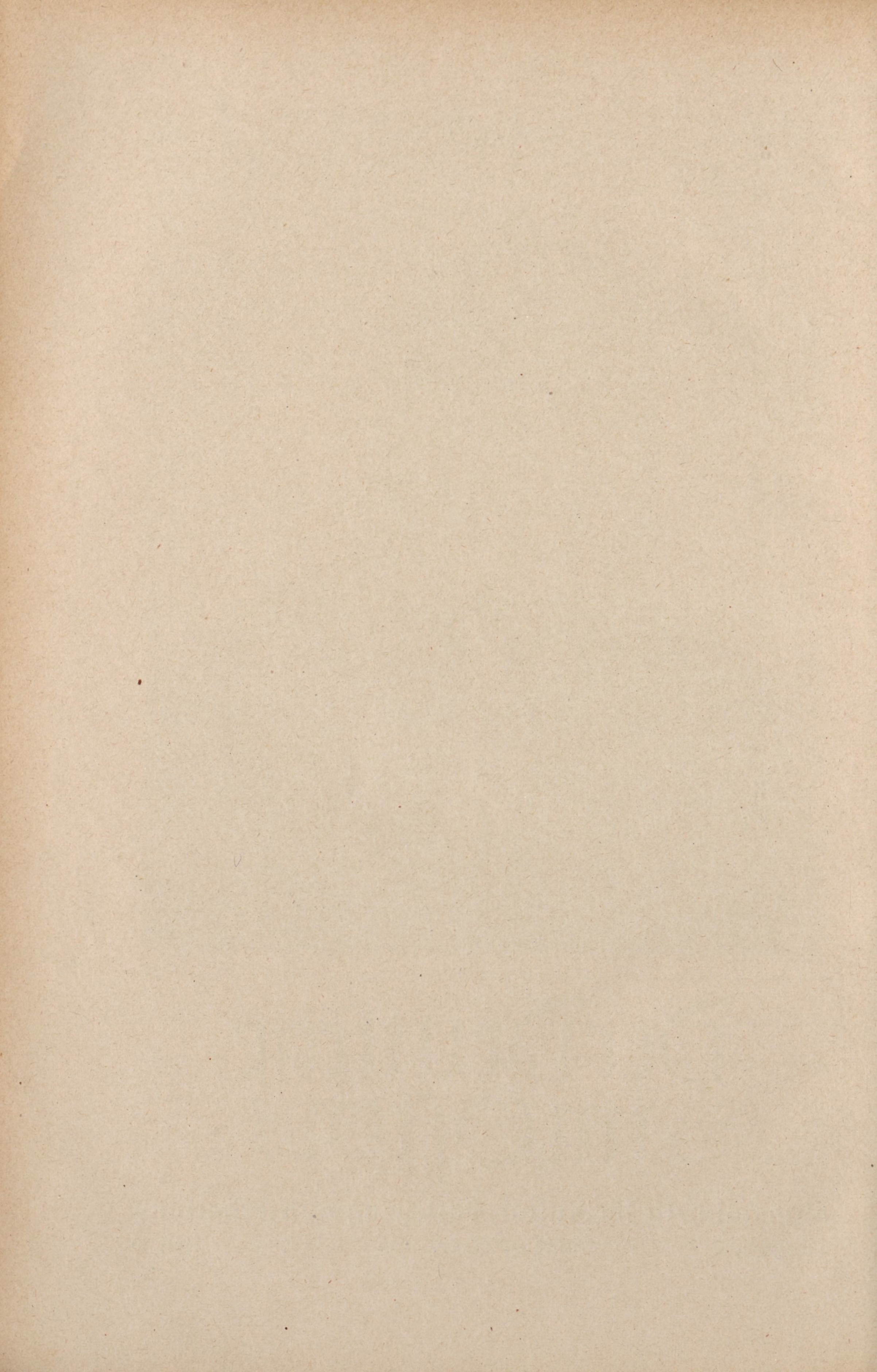


Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 2 Mitte Dezember 1939 Heft 10



Zum Ruhme unseres Feldherrn!

Von Kilian Koll,

Hauptmann in einem Kampfgeschwader

In Polen bewegten sich unsre ersten Feindflüge in der Meilenhöhe der siebentausend Meter, zwischen den Traumgebilden blendender Wolken purzelten unsre Bomben, erst allmählich die Nase hinabnehmend, auf ein Ziel herab, das beziehungslos winzig in der Tiefe lag. Drunten ging das schwarze Wabern und brandrote Lodern erst los, wenn wir schon fast außer Sicht geraten waren. Von diesen Vernichtungsflügen kehrten alle Maschinen unversehrt wieder heim, ohne vom polnischen Gegner oder auch nur von seinem Vorhandensein oder sonst vom Krieg etwas bemerkt zu haben. Später aber zwang uns der niedrige Wolkensaum, vom Start bis zum Ziel und zurück niedrig über dem Boden zu fliegen, oft über eine Strecke von anderthalbtausend Kilometern; und diese erhabenen Tage des Fliegertums überragen an Wildheit des Erlebens jede kriegerische Erinnerung selbst für den Kämpfer des Weltkriegs.

Wir, die im Opfergang jener Jahre von Anfang bis Ende mitmarschiert sind und selber mit dem Leben vieler Freunde und mit dem eignen Blut reichlich gezollt haben: wir vermochten den unermeßlichen Abstand zu überblicken, der zwischen den Geschehnissen vor einem Vierteljahrhundert und dem polnischen Siegesstürmen klaffte. Was taten wir damals, jahrein, jahraus? Um eine Anhöhe wiederzugewinnen, die der Feind gestern eroberte und die er uns morgen wieder abnahm, sanken Regimenter in den vollständigen Untergang.

Aber wie ein Sieg aussieht und wie ihn der planende Feldherr erkämpft, bevor eine Waffe sich hebt; das sahen wir jetzt in Polen bei diesen Tiefangriffen, wenn wir Stunde um Stunde dahinrasten, so niedrigen Fluges, daß wir jedes Rebhuhn erblicken konnten, welches sich mit seinen Küchlein vor dem daherlärmenden Flügelwesen unter Busch oder Stroh flüchtete. Unser Himmelsweg unter der bläulichen Wolkendämmerung führte vom Strand der Ostsee Tag um Tag zuerst quer über das Ostpreußenland und über die herzroten Dächer seiner Dörfer, auf allen Feldern winkten Bauernfrauen und kartoffelgrabende Hitlerjugend. Noch einmal drang der Sinn dieses Völkerkampfes anfeuernd in unser innerstes Herz, während wir über die bleiern gleißenden Seen und die Riesenwälder Masurens hinwegsprangen. Dann schied ein sandiger Grenzgraben die deutsche Herrlichkeit von der polnischen Öde; vor unsrer gläsernen Aussichtskanzel öffnete sich ein graues Land, gestaltlos und wenig bebaut. Nichts in ihm gehörte zueinander, es zeigte uns die eingesunkenen Strohdächer seiner Unordnung und Bettelarmut. Es war ein Land, das uns auf tausend Kilometer des Hin- und des Heimfluges nicht *ein* der Ewigkeit würdiges Bauwerk vorwies. Aber diese gleiche Nation da unten, die ihre eignen Angelegenheiten so überdeutlich sichtbar in Unfähigkeit verkommen ließ, sie forderte unser ostpreußisches Schmuckkästchen und das ganze Ostdeutschland! Niemals vergaß ich über diesem Hinabspähen: Wir waren in keiner Weise der Angreifer; aber wir erlaubten uns, die unausgesetzten polnischen Herausforderungen just in einem Augenblick anzunehmen, der uns paßte!

Nun eilte der Krieg mit schnellen Prankenschlägen über Polen, gleich das ganze Dorf in Asche legend, wo eine dieser Bretterhütten in Brand geriet; um die Trümmer bombardierter Bahnhöfe zeichnete sich ein blakender Feuerkreis, aus dem nur noch die stehengebliebenen

Kamine herausragten, manchmal zu Hunderten.

Auf den zum Gegner führenden Straßen Polens rollten unabsehbare Nachschubkolonnen, motorisierte Truppen aller Gattungen. Alsbald blinkte dicht unter uns aus Gebüschen der Abschuß einzelner Geschütze, dann marschierte da ein vereinzeltes Bataillon, dessen Spitze entfaltet kämpfte; Feldwege sichernd, winkten Reiter munter zu uns hinauf. Es öffnete sich eine Lücke in dieser atemschnell überflogenen Angriffsschlacht, die Leuchtspurgarben polnischer Maschinengewehre umwehten uns wie ein Hagelwetter; und schon flogen wir an der endlosen Rückzugsstraße einer unentwirrbar durcheinandergeworfenen Armee entlang. Trüppchen von Infanterie, eingekeilt zwischen Troß und Geschütz und Reiter, eine vielfache Übermacht, die noch vor wenigen Tagen gegliedert dagestanden hatte. Jetzt war sie von der eiskalten Mathematik eines Feldherrngedankens zerschlagen worden in Trümmer, die sich nur noch brauchbar erwiesen zu einem willenlosen Rückzug und dazu, sich mit unzählbaren Waffen gegen den einherdröhnenden Tiefangriff deutscher Bomber in verzweifelter Tapferkeit zu wehren.

Zur Kühnheit und Größe dieser Umfassungsschlachten gehörte wohl auch jene Handvoll deutscher Panzer, denen wir dann irgendwo in der polnischen Einsamkeit flügelwinkend begegneten, als sie tief in Flanke und Rücken des Gegners selbstvergessen vordrangen.

Hinterm Fliegergewehr kauernd, blickte ich mehrfach auf die Umfassungsstöße zahlenmäßig derart kleiner Truppen herab, daß wir uns alle einig waren: Wenn das da unten schief geht, dann aber auch gleich gründlich! Diese über dem Polenkrieg niedrig dahinjagende Bombenkanzel wurde etwas wie eine fliegende Kriegsschule, in der „an Hand der Ereignisse selbst" gelehrt und auch gleich bewiesen wurde: daß der Gott des Krieges den Kühnsten belohnt. Denn wo sind die drei oder gar viel Millionen Männer der polnischen Armee geblieben; wo ihre vielen hundert modernen Panzerwagen; wo blieben die anderthalbtausend Flugzeuge ihrer Luftwaffe, unter denen sich neben veraltetem Gerät auch das Neueste vom Neuen befand?

Der Polenkrieg soll nicht in die Geschichte eingehen als die rohe Zerschmetterung eines kleinen, dürftig ausgestatteten Heeres durch eine moderne Riesenarmee! So standen die Dinge nicht. Unser Material war besser; aber der Kämpfer unserer Umfassungsschlachten schlug sich überall gegen eine atemraubende Übermacht.

So sieht es aus, wenn ein Feldherr nach den Sternen greift, um des Sieges willen getrost den Untergang ganzer Divisionen wagend! Aber siehe da, sie gehen nicht zugrunde, der kühne Wille vollendet seine Absichten. So etwas mitkämpfend und mit heiß jubelndem Herzen erlebt zu haben, lohnt schon ein ganzes Soldatenleben: vollends für den Soldaten der Weltkriegsjahre, der einst trüben Blicks auf die schmutzigen Banner jener Niederlage starrte.

Ob wir, geflügelte Spitzenreiter der deutschen Macht, jetzt von Ostpreußen bis ins ferne Südostpolen geflogen sind, um dort unsere Fracht abzuladen; einer war schneller als wir: etwas flog uns immer noch weit voraus: der planende Wille des Feldherrn. Man vergesse nicht, daß die Polen auf Grund ihrer Zahl und ihrer brauchbaren Ausrüstung mit ein wenig Feldherrnkunst durchaus eine Kriegsidee hätten verwirklichen können: standhalten um jeden Preis gegen Pommern und Schlesien und angreifen gegen Ostpreußen! Falls sie einen solchen Versuch unternommen haben, so nahm unser Feldherr ihnen am ersten Tag die Entscheidung aus den Händen.

Da es sich nun um z w e i Kriege handelt, die wir schlagen, um den polnischen und um den englisch-jüdischen; und da der eine schon hinter uns liegt; so gehen wir in den nächsten mit der Gewißheit des vorigen hinein. Kämpften in Polen die Völker auf der Erde und in der Luft, so ist der kommende ein Krieg der Gedanken, welcher nach unserer unbedingten Überzeugung und Zuversicht im wesentlichen schon entschieden ist: nur noch auf Erden, im Wasser und in der Luft muß er mit Blut und Bomben zu Ende gepaukt werden. Dies zu vollbringen, schicken wir uns an. Noch immer in der Geschichte haben

die jungen Gedanken über greisenhafte gesiegt, jetzt kämpfen die glühenden Kräfte des völkischen Sozialismus gegen die abgelebten Machenschaften des internationalen Händlergeistes. Nach einer zwanzigjährigen Atempause, die wir zu einer gründlichen Erneuerung unseres Volkstums ausnutzten, während unsere Gegner auf den Rachegedanken von damals verharrten, nehmen wir den Weltkrieg wieder auf: weil ausweglos nur über die kommenden Schlachten hinweg die Gasse in Großdeutschlands Freiheit führt.

Dasselbe Gehirn, das uns den Sieg in Polen ersann, denkt nun für uns im Westen und vermutlich mit der gleichen eiskalten Mathematik. Wir kennen seine Pläne nicht; aber wir haben die bündige Absicht, sie mit der gleichen Genauigkeit zu vollstrecken wie eben in Polen. Und indem wir uns auch zu den gleichen Opfern bereiterklären, die einst der Weltkrieg brachte, setzen wir dem Genius des Deutschtums keine obere Grenze dessen, was er uns zumuten kann. Völker, die ihre Freiheit erwerben, vertragen viel; und was nützt uns ein schäbiger, zerbrechlicher Friede, den unsre Söhne bald wieder ins Endlose ausfechten müssen? Schicken wir uns also selber mit ruhigem Herzen an, dauerhafte Zustände mit der Waffe zu erkämpfen. Wir sind und bleiben ein Soldatenvolk; und wenn der große unbekannte Held des Weltkrieges sieglos für die Ehre starb, so weiß unsre heutige Wehrmacht längst um das Glück, sich unter Meisters Befehl willig für die Entscheidung von fünf kommenden Jahrhunderten zu opfern.

„Es war nur gerecht, daß ein Land, das einen Coppernikus hervorgebracht hat, nicht länger in der Barbarei jeglicher Art versumpfte, in welche die Tyrannei der Gewalthaber es versenkt hatte."

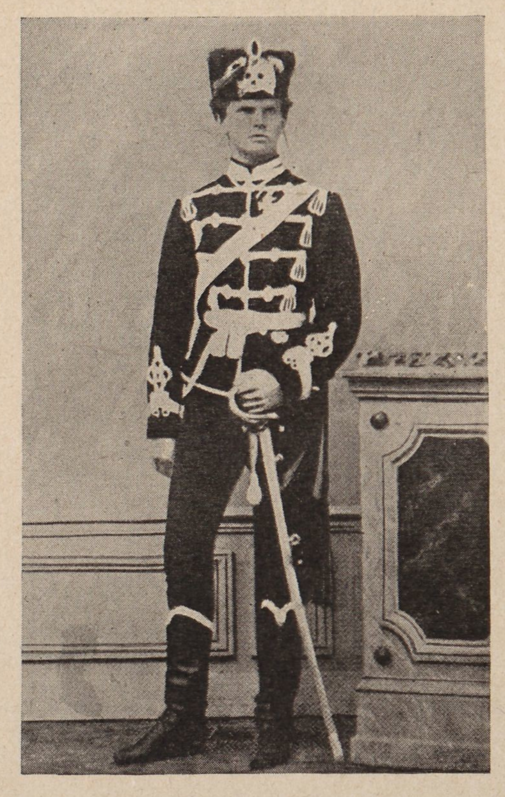
Friedrich der Große nach Erwerbung Westpreußens an Voltaire.

Martin Vollmann

Mackensen und seine Totenkopfhusaren

Generalfeldmarschall von Mackensen, in seiner militärischen Laufbahn Danzig, zu dessen Ehrenbürgern er zählt, und auch Westpreußen auf das engste verbunden, feierte am 6. Dezember auf seinem Erbhof Brüssow in der Uckermark seinen neunzigsten Geburtstag. Unter der freudigen Anteilnahme des ganzen deutschen Volkes erlebte der greise Heerführer des Weltkrieges in einem persönlich überbrachten Glückwunsch des Führers den Höhepunkt seiner zahlreichen Ehrungen.

Generalfeldmarschall v. Mackensen, jedem Deutschen in der Uniform der ehemaligen Danziger Totenkopfhusaren bekannt, ist, gleich dem verewigten Generalfeldmarschall v. Hindenburg, durch seine außergewöhnlichen und hervorragenden Leistungen und Verdienste um die alte deutsche Armee, dem großdeutschen Volke zum Nationalheros geworden.



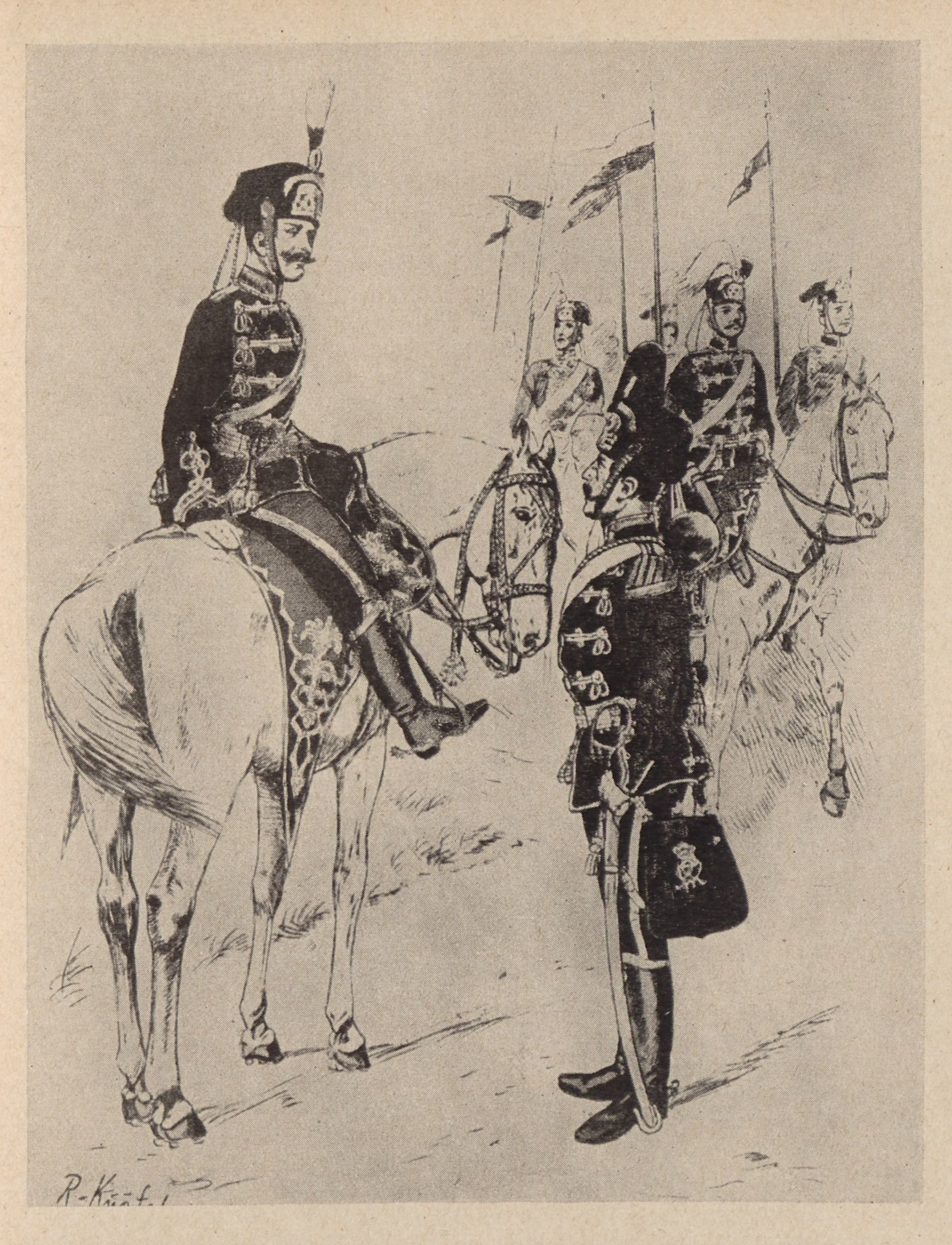
August Mackensen als Leutnant des 2. Leibhusaren-Regiments, 1870/71

Fridericianischer Husarengeist, altpreußische Pflichterfüllung und Treue waren die Grundpfeiler seines militärischen Lebens und Wirkens, und wurde er somit zu einem leuchtenden Vorbild für unsere Jugend.

Am 6. Dezember 1849 in Haus Leipnitz bei Schmiedeberg im Reg.-Bezirk Merseburg als Sohn des Landwirtes Mackensen geboren, hat er, durch seine besondere Befähigung für den Soldatenberuf, eine selten glänzende Laufbahn, von seinem Diensteintritt im Jahre 1869 beim 2. Leibhusaren-Regiment bis zum strahlenden Gipfel unsterblichen Feldherrntums, erleben dürfen.

Sein Großvater mütterlicherseits hatte in dem jungen August mit seinen Erzählungen aus Preußens Befreiungskriegen den Soldaten- und Reitersinn erweckt, und besonders der Marschall Blücher mit seinen Totenkopfhusaren, die Helden von Heilsberg, La Vilette und vielen anderen blutigen, aber siegreichen Schlachten und Gefechten, hatten es ihm angetan. Auch als Schüler galt weiterhin sein Wünschen und Hoffen dem schwarzen Husarenrock mit den weißen Schnüren. Die Überlieferungen, die sich an die Montur der „Schwarzen Husaren" des großen Königs knüpften, bildeten seine Lieblingsunterhaltung abseits der Schulbank.

Sein Vater aber hatte ihn zum Landwirt bestimmt, ließ ihn jedoch, für den Verzicht auf den Offiziersberuf, seine Dienstpflicht im Heere bei den 2. Leibhusaren, welche damals in und um Posen



1. Leibhusaren-Regiment im Jahre 1891

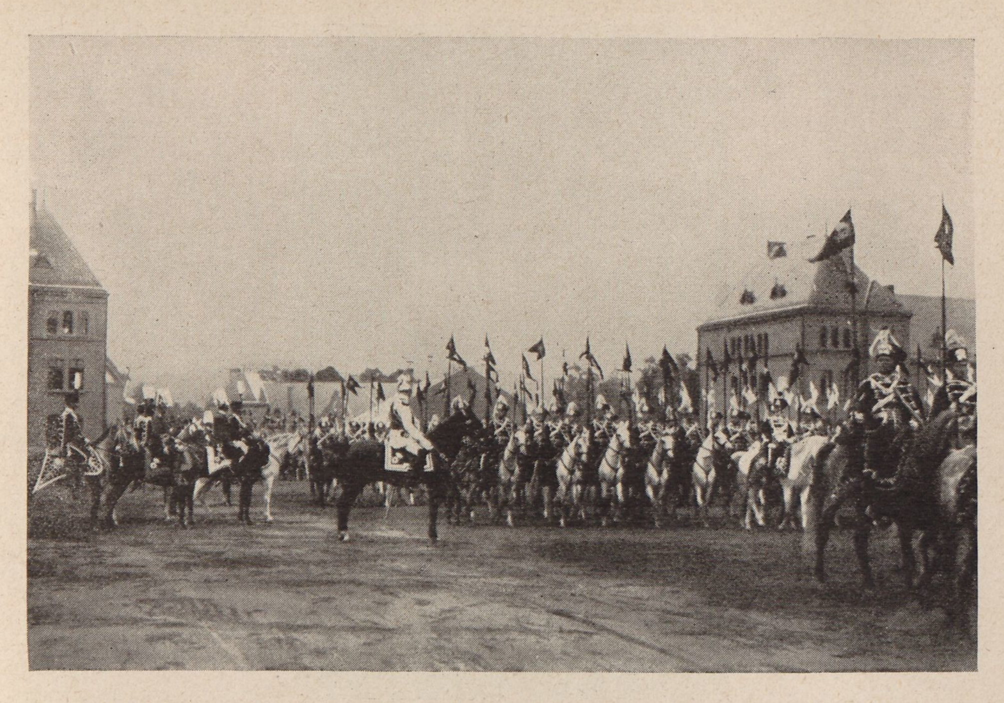
garnisoniert waren, genügen. Als Gefreiter zog Mackensen mit seinen schwarzen Husaren in den Feldzug gegen Frankreich 1870/71, als Leutnant und mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, verliehen für einen besonders kühnen Aufklärungsritt, kehrte er in die Heimat zurück. Nach Friedensschluß aber mußte er auf Wunsch seines Vaters den geliebten Husarenrock wieder mit der Landwirtsjoppe vertauschen und studierte in Halle/Saale Ökonomie und — Kriegsgeschichte. Schließlich glückte es ihm doch noch, seinen Vater umzustimmen, ihn die militärische Laufbahn ergreifen zu lassen, und im Frühjahr 1876 begann alsdann sein Aufstieg vom Leutnant der schwarzen Husaren zum Feldmarschall der deutschen Armee.

Im gleichen Jahre noch wurde er Adjutant bei der 1. Kavallerie-Brigade in Königsberg, ein Jahr darauf erfolgte bereits seine Beförderung zum Oberleutnant. Zum Großen Generalstab nach Berlin abkommandiert, wurde er hier 1882 Hauptmann. Dann aber tat er wieder einige Jahre Frontdienst als Eskadronchef im 9. Dragoner-Regiment in Metz, wurde im Herbst 1890 Major und kehrte als solcher in den Generalstab zurück, wo er der 4. Division in Bromberg überwiesen wurde. Aber auch hier verblieb er nur kurze Zeit, denn sein Genius zog ihn unaufhaltsam nach oben.

1891 erfolgte seine Ernennung zum Adjutanten des Chefs des Generalstabes, Grafen v. Schlieffen, und erregte in dieser Stellung die Aufmerksamkeit seines obersten Kriegsherrn. Kaiser Wilhelm II., die besonderen Fähigkeiten dieses jungen Reiteroffiziers anerkennend, stellte darum Mackensen 1893 an die Spitze des 1. Leibhusaren-Regiments, welches seit 1817 in Danzig garnisoniert war.

Nunmehr war August Mackensen wieder Schwarzer Husar, und der jugendliche Kommandeur bildete sein Offizierkorps und seine Totenkopfreiter in mustergültiger Weise für einen eventuellen Kriegsfall aus. Vor allem betrieb er auch die Wiedervereinigung der beiden Leibhusaren-Regimenter. War doch das von Friedrich dem Großen 1741 gegründete Regiment „Schwarze Husaren" mit dem silbernen Totenkopf am Tschako 1808 „eingedenk der Tapferkeit, womit es im letzten Kriege bei jeder Gelegenheit gefochten hatte, zum Leibhusaren-Regiment der preußischen Könige" erhoben, durch die Neugliederung der Armee aber in 1. und 2. Leibhusaren-Regiment aufgeteilt worden. Beide Regimenter, das 1. der ostpreußischen Brigade, das 2. der westpreußischen Brigade angehörend, sollten sich jedoch nach des Königs Willen auch weiterhin als „ein Korps" ansehen. Diese Wiedervereinigung der beiden Leibhusaren-Regimenter zu einem Korps sagte Kaiser Wilhelm II. 1894 zu. Mackensen veranlaßte darum den Bau geräumiger Kasernen in Langfuhr und am 14. September 1901 erfolgte alsdann die feierliche Vereinigung der beiden Regimenter zur Leibhusaren-Brigade in Danzig-Langfuhr. Mackensen, indessen dreieinhalb Jahre als Flügeladjutant Kaiser Wilhelms II. tätig gewesen, wurde unter gleichzeitiger Ernennung zum Generalmajor und Erhebung in den Adelsstand, der erste Kommandeur dieser Leibhusaren-Brigade.

Ein damaliger Leutnant weiß aus dieser Zeit, in der unser Mackensen die Danziger Leibhusaren führte, folgendes zu berichten: Der neue Kommandeur, eine hohe, sehnige, straffe Gestalt, war trotz aller Strenge gütig und wohlwollend und von wärmstem Interesse für jeden Leibhusar. Ein neues Leben kam mit ihm ins Regiment. Es wehte ein frischer Geist durch das bisher manchmal eintönige Einerlei des Dienstes, aber uns Jungen war das gerade recht. Da gab es keine Bequemlichkeit und kein Rasten. Hochinteressante Übungsritte, Besprechungen, zahlreiche Aufträge, die oft als Überraschung auf dem Nachttisch lagen, sorgten für Abwechselung. Was uns aber am meisten in Erstaunen setzte, unser neuer Kommandeur bewegte sich ohne Karte im Gelände, als ob er sein ganzes Leben nur in der Umgebung von Danzig zugebracht hätte. Und was das Herrlichste war, es war niemals feierliche Dienststimmung, jeder erfüllte seine Aufgabe so gut er konnte, und hatte er einmal gefehlt, so erwartete ihn kein Vorwurf, sondern Belehrung und Anleitung. Ich habe in meinem späteren langen, militärischen Leben nie wieder einen Vorgesetzten kennengelernt, der es so ver-



Totenkopfhusaren bei einer Parade in Danzig-Langfuhr

stand, die Dienstfreudigkeit der ihm Anvertrauten zu beleben. In dem neuen Kommandeur vereinte sich in ganz wunderbarer Weise ein leuchtendes Vorbild in allem militärischen Können mit gütiger Strenge und warmem Interesse. Den Unteroffizieren und Mannschaften war er ein wahrer Soldatenvater, und heute noch werden viele der alten Leibhusaren mit berechtigtem Stolz an die Zeiten zurückdenken, in denen sie in den Wochen des Regimentsexerzierens wie eine Windsbraut über den Langfuhrer Exerzierplatz fegten. Der Kommandeur immer weit vor der Truppe auf großem, ausgreifendem Schimmel. Nach beschwerlichem Dienste ging es dann aber zum Lohn mit Musik heimwärts in die schöne Garnison. So verstand es unser Mackensen als Kommandeur der 1. Leibhusaren, wie auch als Kommandeur der Leibhusaren-Brigade, die Tradition der alten, ruhmreichen „Schwarzen Husaren" des großen Preußenkönigs zu pflegen und zu fördern und die Danziger Totenkopfreiter zu einer bestens durchgebildeten Truppe heranzubilden.

Im Zusammenhange damit verdient aber auch das Verdienst unseres Mackensen höchste Würdigung, daß er sein Offizier- und Unteroffizierkorps außer durch die dienstlichen Reitübungen auch durch die herbstlichen Jagdreiten, bei denen er stets selbst ein leuchtendes Vorbild war, zu vorbildlichen Reitern der Armee machte. Auf ganz persönliche Anregung und unter Leitung Mackensens entstand auch der unvergleichlich schön gelegene, heute noch bestehende Zoppoter Rennplatz. Das Championat der deutschen Herrenreiter fiel in dieser Zeit an einen Offizier des 1. Leibhusaren-Regiments, und der schwarz und weiß verschnürte Rock der Leibhusaren war eine auf jedem Rennplatz mit Erfolg auftretende Erscheinung.

So hatte Generalmajor v. Mackensen zwei volle Jahre seine Leibhusaren auf einen hohen Stand ihrer militärischen Entwicklung gebracht, und die unver-



änderte Zufriedenheit und Zuneigung seines höchsten Kriegsherrn vertraute ihm darum am 11. September 1903 die Führung der 36. Division in Danzig, unter gleichzeitiger Beförderung zum Generalleutnant, an, am 27. Januar 1908 aber erfolgte seine Ernennung zum General der Kavallerie und Kommandierenden General des XVII. Armeekorps in Danzig.

Anläßlich der im gleichen Jahre stattgefundenen hundertjährigen Wiederkehr der Ernennung der schwarzen Husaren zu Leibhusaren, wurde unser Mackensen à la suite des 1. Leibhusaren-Regiments gestellt, deren Uniform er seitdem nicht mehr abgelegt hat. Ein General in Truppenuniform, so etwas gab es in der ganzen Armee nicht. Wurde doch damit nicht nur der verdiente General, sondern auch alle Totenkopfhusaren geehrt. Ja, man kann wohl, ohne zu übertreiben, von des Großen Königs „Schwarzen Husaren", den späteren Danziger Leibhusaren, sagen, daß sie das verdienstvollste und von ihren Königen meist geehrteste Reiterregiment der alten preußisch-deutschen Armee waren. Zudem sind die ehemaligen Danziger Totenkopfhusaren unseres altehrwürdigen Feldmarschalls v. Mackensen das einzige Husarenregiment, welches auf eine ununterbrochene fast 200jährige Geschichte zurückblicken kann, denn es war das einzige Husarenregiment, welches 1808 in seinem vollem Bestande in die neue preußische Armee übernommen werden konnte.

Unser Mackensen sollte aber nicht nur einer unserer verdienstvollsten Reitergenerale der Vorkriegszeit, sondern auch einer der erfolgreichsten Armeeführer des Weltkrieges werden. Im August 1914 rückte er als Kommandierender General des XVII. Korps zur Verteidigung Ostpreußens ins Feld und errang in der Schlacht bei Tannenberg, durch die Erstürmung der Engen an den Masurischen Seen, blutige Lorbeeren. Nach diesem großartigen Erfolge wurde er Oberbefehlshaber der 9. Armee, mit der er in der Schlacht von Lodz den berühmten Stoß in die Flanke der gegen Schlesien

vorrückenden übermächtigen russischen Armee ausführte.

Im Mai 1915, als Führer der 11. Armee, durchbrach Mackensen die russische Front in Galizien in der Schlacht bei Gorlice-Tarnow, der größten und erfolgreichsten Durchbruchsschlacht des Weltkrieges, wofür er mit dem Feldherrnstab belohnt wurde. Im gleichen Jahre schlug er mit seiner Armeegruppe noch das serbische Heer, eroberte Serbien und zog Ende 1916 nach Niederzwingung Rumäniens als Sieger in Bukarest ein. Das Großkreuz des Eisernen Kreuzes wurde ihm für diese glorreichen Taten zum wohlverdienten Lohn. So bewies dieser bewährte General der preußischen Totenkopfhusaren, daß er auch große und größte Aufgaben zu meistern verstand.

Nachdem er die Verwaltung des eroberten Landes erfolgreich geleitet hatte und der Krieg im Osten durch den Zusammenbruch Österreichs und Bulgariens zu Ende ging, führte er seine Truppen im Winter 1918/19 aus der drohenden Umklammerung nach Budapest zurück. Hier wurde der unbesiegte Feldherr durch den Verrat ungarischer Revolutionsverbrecher den Franzosen in die Hände gespielt, die ihn dann noch ein Jahr in Saloniki festhielten. Zu seinem 70. Geburtstage, also Ende 1919, kehrte er als Letzter in die Heimat zurück und stellte sich sofort mit der ganzen Autorität seiner Persönlichkeit in die nationale Front. Deutschlands Sturz hat dem Sieger von Gorlice niemals den Glauben an den Wiederaufstieg unseres Vaterlandes rauben können. Mackensen ist in der Systemzeit oft angefeindet worden und vor allen Dingen ist ihm durch die damalige Staatsführung nie in jener Form gedankt worden, wie es sich gegenüber diesem Heerführer des Großen Krieges schon aus Geboten der Anständigkeit gebührte.

Erst die nationalsozialistische Staatsführung hat an ihrem alten Weltkriegssoldaten die Dankesschuld abgetragen, die das deutsche Volk ihm gegenüber hatte. Der preußische Ministerpräsident Göring ehrte unseren „Marschall Vorwärts" des Weltkrieges durch seine Berufung in den Preußischen Staatsrat, übergab ihm im Auftrage des Führers für seine Verdienste im Weltkriege die preußische Domäne Brüssow als Erbhof und ernannte ihn zum Chef des Kavallerieregiments 5 in Stolp.

Heute, im letzten Monat des zweiten Jahres des durch die Taten unseres Führers geschaffenen Großdeutschen Reiches, steht der greise Totenkopfhusaren-General an seinem 90. Geburtstage noch immer ungebeugt von der Fülle der Jahre vor uns als leuchtendes Vorbild für seine alten Soldaten, für die Kämpfer unserer neuen Wehrmacht und für die deutsche Jugend. Möge er als letzter Feldmarschall des Weltkrieges, als Mahnung an die große Vergangenheit der Totenkopfhusaren des großen Königs und der alten deutschen Armee, ein Bild der Treue und Mannhaftigkeit, noch lange dem deutschen Volke erhalten bleiben.

Dem Nestor der „polnischen Frage"

Am 18. Dezember 1939 wurde dem Direktor des Staatsarchivs Danzig, Staatsrat Professor Dr. Walter Recke, im Rahmen einer Feier in der Universität Königsberg der ihm verliehene Herderpreis überreicht.

Vor zwölf Jahren erschien in Berlin ein Werk von einem Staatsarchivrat in Danzig, Walter Recke: „Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik." Die deutsche Öffentlichkeit und auch die wissenschaftliche Welt hatten sich bis dahin überhaupt noch nicht die Frage vorgelegt, ob denn die polnische Frage ein P r o b l e m sei. Acht Jahre zuvor hatte das Deutsche Reich seine Ostmarken verloren, aber immer noch ging der Blick in den übermächtigen Westen, Frankreich, die Reparationen, die Rheinlandbesetzung war das eigentliche Problem und an Polen dachte man mit Haß und Leichtfertigkeit zugleich, es fehlte überhaupt ein eigentliches Interesse am Osten. Das Wort vom Saisonstaat Polen wurde damals nicht im Bewußtsein eigener Machtvollkommenheit, sondern mit dem Gedanken des „schon damit fertig werden" ausgesprochen, ohne daß das Denken und Handeln der Verantwortlichen und Unverantwortlichen von einem W i s s e n geleitet worden wäre.

Mit der „polnischen Frage" war aber dieser befreiende Schritt vollzogen. Das Problem Polen wurde, wenn auch nicht mit einem Schlage, so doch durch die Breitenwirkung des Reckeschen Werkes zum mindesten in der wissenschaftlich-politischen Welt zu einer anerkannten und gleichrangigen Größe, die — mochte man es zuvor glauben und wollen oder nicht — eine Beachtung auf sich zog, die unendlich viel dazu beigetragen hat, in jenem Moment, als die polnische Frage politisch akut wurde, einen umfangreichen Kreis von Menschen auf dem Plane zu wissen, die ihr seit Jahren ihre Aufmerksamkeit, ihren Beruf — ihr ganzes Schaffen gewidmet hatten.

Diese Wirkung ging von einem Manne aus, der seit seinen Studienjahren sein ganzes Schaffen unter die Forderungen des Ostens gestellt hatte. Frühzeitig fand der Westdeutsche einen innigen Kontakt mit der Landschaft der russischen Weite, er erlernte die Sprache, stellte seine Berufsarbeit allein auf die Kenntnis der russischen und polnischen Geschichte ein und fand auch im Weltkriege nach einer besonderen Tätigkeit, die sein damaliger Vorgesetzter in einem Erinnerungswerke würdigend unterstrich, als Historiker und Archivar den ihm gemäßen Schaffenskreis in der Archivverwaltung des damaligen Generalgouvernements Warschau.

In jener Zeit hat Recke viele jener subtilen Kenntnisse sammeln können, die ihn immer wieder befähigt haben, aus seinem Wissen um den polnischen Volkscharakter, um den Stil seiner Gesellschaft und die Eigenart polnischer Denkweise, seine prägnanten Urteile und Voraussagen über das Wesen und Handeln der polnischen Politik zu geben und diese Sicherheit in der Bestimmung der Arbeitsrichtung gegenüber Polen an den Tag zu legen, die seinen engeren und weiteren Mitarbeiter immer wieder zur sicheren Leitschnur ihrer Arbeit wurden.

Das ganze Wissen, das Schaffen und das Können dieses Mannes, sie haben ausschließlich dem deutschen Osten und seinen Vorfeldern gedient. Als das Versailler Diktat Danzig vom Reiche trennte, hat Recke mit dem Augenblick des Eigenkampfes dieser Stadt ihr unermüdlich und unersetzlich zur Seite gestanden. Ob es seine Mitgliedschaft in der Delegation war, die 1920 die Einzelheiten des „Pariser Vertrages" gegen Franzosen und Polen durchpaukte, ob es die Aufrüttelung der deutschen wissenschaftlichen Welt um die Deutschheit Danzigs war oder sein niemals ermüdender und vom Beginn v o n i h m a l s d e m E r s t e n g e f ü h r t e s y s t e m a t i s c h e K a m p f g e g e n d i e p o l n i s c h e G e s c h i c h t s p r o p a g a n d a w a r — immer stand dieser Mann seiner neuen Heimatstadt, in deren Archiv er nach einer Tätigkeit am Staatsarchiv in Posen wirkte, mit der ganzen Vielfalt seiner Kenntnisse und Ideen zur Seite und hat ihr bis auf den heutigen Tag eine Unsumme von Diensten geleistet, die er, wie es so seine

Art ist, nie an die große Glocke hängte. — Dazu gehört auch die Tätigkeit des „Ostland-Institutes“, das unter seiner Leitung seit 1927 die deutsche Öffentlichkeit laufend über Polen, seine Pläne, seine Propagandatätigkeit, seine Bauten, seine Schwierigkeiten, seine politischen Experimente nach außen und innen, sein Heer und seine Marine, seine Wirtschaft, seine Industrie — kurz über alle Probleme, die die verantwortlichen Stellen Deutschlands angehen mußten, unterrichtete. Hier wurde in unermüdlicher Kleinarbeit aus polnischen Zeitungsstimmen, aus Oppositionskämpfen, Entgleisungen und Offenheiten nach sorgfältiger Beobachtung die Wahrheit über Polen aus polnischem Munde zusammengetragen und als unwiderlegbares Argument der deutschen Wissenschaft an die Hand gegeben. Ebenso wurde den des Polnischen unkundigen deutschen Wissenschaftlern durch Übersetzungen und umfangreiche Besprechungen das Handwerkszeug für ein allgemeines Vorgehen gegen die polnische Geschichtspropaganda, deren gefährliche Auswirkung auf Fragen der praktischen Politik Recke in seinen Arbeiten über die Entstehung des polnischen Staates mit besonderer Eindringlichkeit erkannt hatte, geliefert.

Aber das war nicht das einzige Tätigkeitsfeld. Recke hat als Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule Danzig unzähligen von jungen Wissenschaftlern in ihrer Arbeit den Weg in das Zukunftsland des Deutschen Reiches gewiesen und hat sie mit den Problemen des Ostens vertraut gemacht, die diesem eintönig flachen Lande bislang mit einer gewissen Geringschätzung und Ablehnung gegenüberstanden. Er hat sie den Kampf um diesen Raum gelehrt, hat ihnen das Weltweite seiner Beziehungen aufgedeckt und hat sie vor allem immer wieder mit beiden Beinen auf den Boden der Tatsachen gestellt und nie geduldet, daß in der Generation, die um ihn heranwuchs ein nutzloser Mythos des Ostens gezüchtet wurde, sondern eine harte und klare Erkenntnis um seine Gefahren und seine Probleme.

Die eben heranwachsende Generation der jungen ostdeutschen Historiker verdankt Recke damit ihre Arbeitsrichtung. Aber nicht anders ergeht es jenen zahllosen Hörern, die er durch seine unermüdliche Schulungstätigkeit in der NSDAP. Jahr um Jahr mit der Problematik der Grenzen des deutschen Ostens, mit den Gefahren des polnischen Staates, den Möglichkeiten des Weichselraumes und den Aufgaben des Danziger Zwangsstaates bekanntmachte. Sein Tätigkeitsfeld war hier keineswegs in örtliche Schranken gebunden. Ob er nun auf der Hochschule für Politik, auf den Ordensburgen, in Ostpreußen oder in Jenkau sprach, immer erwartete seine Hörer eine besondere Überraschung und vor allem eine souveräne Sicherheit, die Dinge der großen und kleinen Politik in einen klaren verständlichen und vor allem auch richtigen Zusammenhang zu sehen, die seine Vorträge auch demjenigen, der ihn und seine Weise sich mitzuteilen genau kannte immer wieder von neuem in die Spannung erwartungsvoller Lernbegierde versetzte.

Das Werk dieses Mannes liegt heute gewiß nicht abgeschlossen vor uns und ist hier auch nur in einzelnen Hinweisen gestreift, aber die Wirksamkeit und die Leistung Reckes berechtigt uns, hier diese Worte in einem geschichtlichen Moment auszusprechen, in dem seine bisherige Lebensarbeit ihre Krönung darin erfuhr, daß jene Wahrheiten über die Gefahren und das Wesen des polnischen Staates, die dieser Mann vor weit über einem Jahrzehnt erkannte und aussprach nun ihrerseits nach jahrelanger Vernachlässigung in der folgerichtigen nationalsozialistischen Staatspolitik ihren praktischen Meister fanden.

Damit geht sein Wirken den Weg in die Forderungen des neuen Tages. Seine ständige Wachsamkeit und Sorgfalt mit der er das ihm anvertraute junge wissenschaftliche und politische Arbeitertum für seinen Weg in die Räume des Ostens schulte und vorbereitete, schufen einen Stamm von Menschen, die heute, ob sie nun an einer Befehlsstelle stehen, oder gelenkte Organe sind, mit einem durch ihn angeregten und vermittelten subtilen Wissen an einer Aufgabe mitwirken, deren Lösung im deutschen Sinne die Krönung seiner Lebensarbeit sein wird.

Willy Heier

Deutsche Gegenwartskunst an Weichsel und Warthe

Im Kulturschaffen des gesamten Ostraumes haben deutsche Gestaltungskraft und deutscher Stilwillen von jeher eine führende Rolle gespielt. Dies gilt insbesondere auch von dem Kulturleben im Weichsel- und Warthegau, wo in den letzten 20 Jahren trotz schärfster Polonisierungsmaßnahmen starke deutsche Kulturkräfte am Werke waren. In dieser Zeit, als im gesamten polnischen Staatsgebiet das Kunstleben durch französische Stileinflüsse stark überfremdet war, kam der Pflege deutscher Kunstauffassung eine ganz besondere Bedeutung zu. Eine Reihe deutscher Maler, Graphiker, Bildhauer und Kunstgewerbler, die in den Gauen an Weichsel und Warthe wirken, sind sich ihrer kulturpolitischen Aufgabe im Dienste deutscher Kunst stets voll bewußt gewesen. Die Arbeit dieser Künstler soll in unserem heutigen Bildbericht einer näheren Würdigung unterzogen werden.

Die polnische Tiefebene mit ihren mannigfachen landschaftlichen Reizen, aber auch der harte Daseinskampf der deutschen Kolonisten an Weichsel und Warthe bestimmen in Motiv und Stil die Eigenart des deutschen Kunstschaffens in diesem Kulturraum, der nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart wesentliche künstlerische Kräfte des Deutschtums hervorgebracht hat. Die Künstler im Lodscher Land, das kürzlich dem Reichsgau Wartheland angegliedert wurde, wie Eugen Köppler, Kamil Preis, Friedrich Kunitzer, Cilly Heise und Martha Kronig, ferner Hans Busch und Robert Jaretzky aus Posen, Aenne Schultze-Köper aus Thorn, Karl Heinz Fenske und Zeno Schindler aus Bromberg verkörpern den Typ des Flachlandmenschen, der in seinem Schaffen Landschaft und Bewohner der Tiefebene packend und ergreifend darstellt. Unter ihnen erweist sich Friedrich Kunitzer als sehr eigenwillig. Er ist ein junger temperamentvoller Maler, noch völlig unausgegoren, sehr still, Naturmensch, lebt im Sommer meist in Zelt und Faltboot, besucht die deutschen Siedler an der Weichsel und malt sie, ihre Höfe und ihre Landschaft. Er fand in einigen seiner Bilder eine monumentale Form für diese einfachen Menschen, die fernab von ihrer Stammheimat leben. Die Lodscher Deutschen sind ganz andere Menschen: typische Kolonistendeutsche, die sich schon seit drei Geschlechtern im Volkstumskampfe behauptet haben, einfach, anspruchslos, etwas altväterlich. So sind auch die Bauern, die Kunitzer malt. — Nicht so herb wie Kunitzer gestalten Eugen Köppler und Kamil Preis, deren Schaffen mehr durch impressionistische Stileinflüsse bestimmt ist. Ländliche Motive in satter Farbigkeit sind hier vorherrschend. Aus dem reichen Born der Volksseele gestaltet die Graphikerin Cilly Heise ihre phantasiereichen Schöpfungen, die in ebenso flotten wie eigenwilligen

Deutscher Bauer aus dem Posenschen
Zeichnung von Robert Jaretzky



Trinkender
Lindenholzplastik von Martha Kronig

Radierungen auf in- und ausländischen Ausstellungen stärkste Beachtung fanden. Ein starkes Talent der Lodscher Gruppe, noch völlig im Werden begriffen, haben wir in der Bildhauerin Martha Kronig vor uns, die z. Zt. als Schülerin bei Prof. Thorak in München arbeitet.

Das Schaffen der Posener und Pommereller Künstler ist dem der Lodscher sehr verwandt: ländliche Eindrücke, die bäuerliche Arbeit, Viehherden auf saftigen Wiesen usw. sind motivlich auch hier vorherrschend. Das breitflächig angelegte „Ochsengespann" von Aenne Schulze-Köper, einer der begabtesten dieser Gruppe, ist typisch in seiner Art. Robert Jaretzky und Karl Heinz Fenske, beides talentierte Graphiker, gestalten ihre Eindrücke vorwiegend in Holzschnitt, deren Technik sie meisterhaft beherrschen, während Hans Busch in flotten Temperaskizzen die Reize der Posener Flachlandschaft und der westpreußischen Ostseeküste einzufangen sucht.

In den letzten 20 Jahren ständig von fremden Kultureinflüssen umgeben, ist das zähe Festhalten dieser Künstler an ihrer deutschen Kunst und Wesensart nicht hoch genug anzuerkennen, forderte es doch mutige, kämpferische Naturen und starke Künstlerpersönlichkeiten, um aus dem harten Kulturkampf zwischen Deutschtum und Polentum endlich als Sieger hervorzugehen.

Heimkehr

Fahr langsam, Zug, laß meine Sehnsucht trinken,
wonach sie durstend immer nur verlangte,
schon will der Abend in die Wälder sinken
doch sieh, die Äcker stehen voll und winken,
daß ich es ihnen mit dem Leben dankte,
was sie der Jugend schenkten. Selige Zeit,
wie sich dein Traum in meiner Brust befreit.

Als ob ich nun in meinen Sommer führe
und blühend der Verwandlung dunklen Born
in meiner Seele wundersam verspüre,
so öffnet sich der Heimat blanke Türe,
füllt mich der trockene Geruch vom Korn.
Da flammt der Mohn, dem Erntegott geweiht
am prallen Mieder einer blonden Maid.

Fahr langsam, Zug, wo die Kartoffeln blühen,
nahm ich die Erde einstmals in Besitz
bei einer Herde von gescheckten Kühen.
Ach, von des heißen Weges Mühen
hebt noch die Kiefer meinen Birkensitz
am Waldesrand, dort muß ich aufwärts steigen,
wenn Tag und Nacht sich in den Abend neigen.

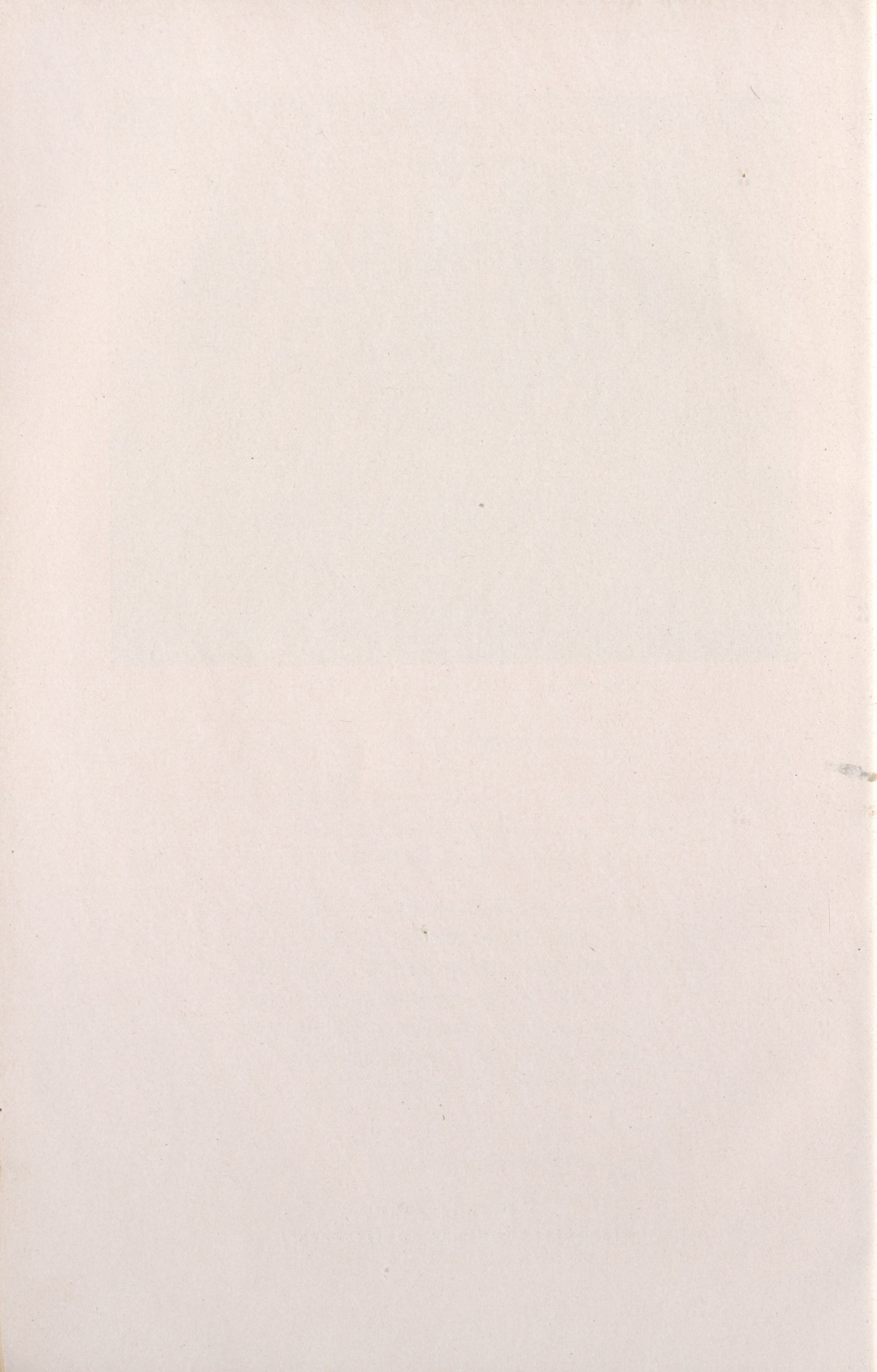
Wie Sand aus offenen Händen langsam rinnt,
verrann die Zeit, darüber ich nun stehe
und in die erste ferne Dämmerung sehe.
Nun Erde, die ich liebte, leb' im Kind,
darin die Sehnsucht neuen Weg beginnt,
dem Lande und der Gottheit ganz zu eigen.
Ich bin erfüllt, mich bei dir auszuschweigen.

Herbert Böhme



Ochsengespann

Ölgemälde von Aenne Schulze-Koeper



Das nordböhmische Glasgewerbe

Von Dr. Karl Wilhelm Fischer, Hohenelbe

Seit jeher waren die Deutschen in Böhmen in ihrer Kulturentwicklung stets bestrebt, das im Alltag Notwendige, die Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes nicht nur brauchbar und zweckmäßig, sondern zugleich auch anmutig, gefällig und künstlerisch zu gestalten. Einer der erlesensten Zweige ihrer derart angewandten Kunst nun ist wohl die Veredlung der Glaswaren, in der sie durch ihr großes Geschick und ihre besondere Leistungsfähigkeit schon frühzeitig ganz Bedeutendes, eines der höchst entwickelten Industriegebiete des Landes schufen und gar bald ihren einzigartigen Weltruf begründeten.

Von Venedig, das im Mittelalter und bis tief hinein in die Neuzeit eine der wichtigsten Pflegestätten der Glaskunst war, soll diese bereits im 13. Jahrhundert durch Handelsleute oder Gold- und Edelsteinsucher nach Böhmen verpflanzt worden sein. Doch erst seit dem 14. Jahrhundert ist die Erzeugung des böhmischen Glases nachweisbar. — Der ungeheure Reichtum der Grenzgebirge des Landes an Holz, aber auch an Quarz ließ hier die ersten wettergrauen und hochgefirsteten Glashütten und Schmelzöfen entstehen, umgeben vom Reiz der Idylle einsamsten Urwalddickichtes und von dem Zauber seltsamen Tuns und betrieben von deutschen Ansiedlern, in deren Händen fast ausschließlich bis heute die „böhmische" Glasmacherkunst blieb. Hatten sie rings um ihre Hütte das Holz verbraucht, dann wanderten sie weiter in einen neuen Wald, der wiederum für einige Zeit reichlichen Vorrat an Brennstoff bot. Und die adeligen Waldbesitzer, die Grafen und Fürsten Kinsky im nördlichen Böhmen, die Grafen Clam-Gallas und Desfours im Isergebirge und die Grafen Harrach im Riesengebirge begünstigten sehr solche Gründungen von Glashütten, denn damit bevölkerten sie allmählich nicht nur ihre weitgedehnten Forste, sondern sie machten diese auch erst einigermaßen ertragfähig. Zum Teil auch nahmen sie unmittelbar Einfluß auf die Entfaltung dieser Industrie, indem sie selber Hütten verwalteten und manche wichtige Neuerungen einführten.

Unklares, grünliches Rohglas, „Waldglas", war das erste Erzeugnis der Hüttenmeister. Nur langsam steigerte sich ihr Können, bis sie es verstanden, gleichmäßig helle, schönere Formen zu blasen, die sie mit Heiligengestalten, Wappen und Sprüchen bemalten, und bis sie es lernten, den im Glase schlummernden Geist, den unbeschreibbaren inneren Glanz und das zauberisch aufleuchtende Funkeln darin zu wecken. Dieser Aufstieg zur handwerklichen Kunst und damit zu hervorragenderen Leistungen setzte besonders im 16. Jahrhundert ein, als, von der Renaissance befruchtet, die im deutschen Volke neu erwachte, unverbrauchte Kraftfülle auf allen Gebieten nach schöpferischer Gestaltung rang. Die böhmische Glaskunst erhob sich damals zur ersten Blüte. Sie überflügelte sogar bereits die der Venediger und verdrängte immer mehr deren Erzeugnisse von den auswärtigen Märkten, hauptsächlich als sie sich die Kenntnis des Glasschnittes zu eigen machte.

Der aus Ülzen im Lüneburgischen nach Prag zugewanderte Kaspar Lehmann, der kaiserliche Kammeredelsteinschleifer des kunstliebenden Rudolf II., hatte hier neuerdings den schon im Altertum bekannten Glasschnitt erfunden, indem er die Bearbeitung des Edelsteines mittels des Kupferrädchens auf das Kristallglas übertrug. Karl Schwanhard, sein bedeutendster Schüler, und andere vermittelten diese neue Kunst in die Grenzgebiete des Landes. Dem Fleiße, der besonderen Kunstfertigkeit und reich phantasievollen Gestaltungsfreudigkeit der deutschen Glasmacher Böhmens war es vorbehalten, nicht nur die Erzeugung des Glases zur

höchsten technischen Reife zu steigern, sondern es auch zugleich, angepaßt an seinen Stoff, wirksamst in künstlerischer Ausführung vielseitig, gediegen und geschmackvoll mit reizenden Motiven zu schmücken. Und durch diese glückliche Verbindung eines außerordentlich verfeinerten Glases mit edelster Verzierung überwand die „böhmische" Glaskunst nun gänzlich die Vorherrschaft der venezianischen, mit der sie so lange an Zierlichkeit der Form und Schönheit des Schliffes gerungen hatte.

Dazu entwickelte sich bald nach 1700 von Turnau i. B. aus ein ganz neuer Zweig kunstgewerblicher Technik, die Kompositionbrennerei, die Erzeugung leicht schmelzbarer und polierfähiger Glasflüsse für künstliche Edelsteine. Diese „böhmischen Brillanten" waren ebenfalls bald gesuchter und geschätzter auf dem Weltmarkte als die venezianischen Ursprunges.

Die hervorragendsten Träger des Glasgewerbes von der Zeit seines ersten Aufblühens an waren die Familien Schürer von Waldheim, Wander von Grünwald, Preisler und Ehwald, alle miteinander versippt und befreundet. Mit einer erstaunlichen Unternehmungslust und Betriebsamkeit ihrer sämtlicher Angehörigen verbreiteten sie es überall hin, gründeten neue Glashütten oder erweckten bereits vorhandene zu neuem Leben und Ansehen. Ihr Wirken reicht bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Alle diese zahlreichen nach und nach seit ungefähr 1500 entstandenen Hütten hatten ihre Schicksale im Laufe der Zeiten. Sie wurden umgebaut, verlegt, vom Feuer zerstört, wechselten ihre Besitzer, verfielen infolge kriegerischer, politischer oder wirtschaftlicher Wirren, sanken zur Bedeutungslosigkeit herab oder verschwanden gänzlich, erdrückt durch die größere Leistungsfähigkeit und kaufmännische Überlegenheit benachbarter Glaswerke. Um der allmählichen Vernichtung der Wälder vorzubeugen, forderte der Staat 1786 die Kohlenfeuerung für die Brennöfen. Dadurch lösten sich die Glashütten vom Walde los und stellten sich als mächtige Fabriken mit hohen Fenstern an die Verkehrsstraßen. Und da das Glasrohmaterial erst in gefälliger und künstlerischer Form begehrenswert und verkaufsfähig wird, rückten zuungunsten der Glashütten die Raffinerien in den Vordergrund der Beachtung. Statt der Fertigkeit des Glashüttenarbeiters wurde immer mehr die der Raffineure wichtig. Schließlich erhöhte mit dem Bau der Eisenbahnen der Anschluß einzelner Glasindustrieorte an das große Verkehrsnetz auch noch deren wirtschaftliche Bedeutung.

Durch solche und ähnliche Umstände entwickelten sich allmählich da und dort Mittelpunkte, an deren Namen insbesondere sich bis heute der Weltruf des nordböhmischen Glases knüpft. Im Riesengebirge, dieser uralten Glasmachergegend, gewann hauptsächlich Harrachsdorf-Neuwelt, das, von seinen Besitzern, den Grafen Harrach, sehr gefördert, besonders seit 1790 einen ungewöhnlichen Aufschwung nahm, eine überragende Stellung durch seine künstlerischen Erzeugnisse von bisher ungeahnter Vollendung und durch seine zahlreichen technischen Neueinführungen und Erfindungen. — Im nördlichen Böhmen wurden seit Mitte des 18. Jahrhunderts Haida und Steinschönau wichtige Mittelpunkte einer ungemein leistungsfähigen und vielseitigen Veredlung des Glases, dazu einer reichsschöpferischen Beleuchtungskörper- und Lüsterglaserzeugung und eines weltumspannenden Handels mit all diesen Waren. Von sehr großer Bedeutung für die Vormachtstellung dieser beiden Städte und von fruchtbarstem Einfluß auf die weitere Entwicklung des nordböhmischen Glasgewerbes wurden die 1856 in Steinschönau und 1870 in Haida gegründeten Fachschulen für Glasarbeiten. Denn diese bilden nicht nur tüchtige junge Leute zu guter mechanischer Leistung bis zu höchst gesteigertem kunstgewerblichem Schaffen heran, sondern sie weisen auch der ganzen Industrie neue Wege und geben ihr wertvolle Vorbilder, Mustergläser in unermüdlicher Mannigfaltigkeit. Sie beleben alte Techniken neu, wie z. B. die Veredlung des Fensterglases für Kirchen und weltliche Bauten oder den durch die bequemere Ätzung z. T. verdrängten Glasschnitt, sie entwickeln alte volkstümliche Formen und Motive weiter, sie geben gemäß dem Geschmack und der Kunstauffassung der neuen Zeit dem Schmuck durch Überfang, Malerei, Schliff, Gravierung



Alt-Haidaer Gläser: Kelche aus graviertem Kristall

Glasmuseum Haida, der mittlere Kelch etwa von 1780

usw. neue Richtungen z. B. durch materialgerechte Stilisierung der heimischen Flora usw. Für die überragende Stellung Nordböhmens im gesamten Glasgewerbe spricht, daß nach dem Anschlusse der deutschen Sudetengebiete an das Deutsche Reich in Haida eine Zentralstelle der Holzglasindustrie Großdeutschlands geschaffen wurde. — Im Isergebirge, dem Verbindungsstück zwischen den Glasgebieten um Haida und Steinschönau und im Riesengebirge, dagegen nahm die Glaskunst eine ganz besondere Entwicklung, indem seit Beginn des 18. Jahrhunderts hier neben der Hohlglaserzeugung immer mehr die Kompositionbrennerei und damit die Glaskurzwarenindustrie heimisch wurde, zu der sich bald die Gürtlerei gesellte, die die Glasperlen und künstlichen Edelsteine in Metall faßt, die Lustersteine zu Ketten zusammenhenkt usw. Ihre mächtigste Förderung fand sie durch die alte Glasmacherfamilie Riedel, deren Mitglieder, technisch und kaufmännisch ungemein tüchtig, das Gewerbe in der ganzen Gegend verbreiteten, besonders aber durch die gewaltige Schaffenskraft des „Glaskönigs" Josef Riedel (1816—94), der seine Haupttätigkeit nach Polaun verlegte. Der Mittelpunkt der Glaskurzwarenindustrie und hauptsächlich des Handels damit jedoch wurde Gablonz, das mit seinen fast unzähligen Glassachen aller Art, seinem feinen Modekram, seinen „Gablonzer Artikeln" alle Märkte der Welt überschwemmt.

Bereits im 16. Jahrhundert kam der böhmischen Glaserzeugung eine sehr bedeutsame Rolle im wirtschaftlichen Leben zu. Durch die Entvölkerung und Verarmung des Landes infolge des Dreißigjährigen Krieges jedoch ging der Bedarf an Gebrauchs- und Kunstglas außerordentlich zurück. Neue Absatzgebiete und zwar im Auslande wurden daher eine Notwendigkeit. Da nun vereinten einige

Meister ihre handwerkliche Geschicklichkeit mit der Unermüdlichkeit der Kaufleute. Als marktfahrende Glashändler bahnten sie ihrem Kunstschaffen den Weg in die Welt, stießen mit zum Teil erstaunlicher Großzügigkeit, mit Weitblick und rastloser Rührigkeit in die Ferne vor, um auf den wichtigsten Plätzen fremder Länder ihre Waren anzubieten. Wohl der bedeutendste unter den ersten unternehmungsmutigen und ungemein handelstüchtigen Marktfahrern wie z. B. Kaspar Kittel, die Schwans aus Gablonz u. a. war Franz Georg Kreybich aus Steinschönau. Fünfzehn große Geschäftsreisen unternahm er von 1685 bis 1721, die erste noch mit dem Schubkarren, die weiteren aber schon mit Pferd und Wagen, ja schließlich mit ganzen Wagenzügen. Er bereiste ganz Europa von den nordischen Staaten bis herunter in die Levante, von England bis Rußland und dieses bis hinauf nach Archangelsk. In welche Länder immer die böhmischen Glashändler, anfangs noch mit der Kraxe oder dem Schubkarren, kamen, faßten sie festen Fuß, in allen größeren Städten gründeten sie Niederlassungen und machten selbst an den Meeresküsten nicht halt. Bis Kleinasien und Nordafrika drangen sie vor und eroberten besonders von Spanien aus als dem Hauptthandelsplatz nach den spanischen Kolonien in Amerika fast die ganze Welt. Damit errangen sie nicht nur dem deutschen Geschmack und Kunstschaffen überall Anerkennung, Bewunderung und weltumspannende Verbreitung, sondern sie sicherten ihrer Glaserzeugung auch reichsten Absatz und gaben ihr den Zug ins Große.

Diese Glashändler wurden die wichtigsten Vermittler zwischen der Glashütte bzw. dem veredelnden Glaskünstler und dem Markte. Sie erkundeten die verschiedensten Bedürfnisse und Wünsche aller, selbst der entlegensten Länder und paßten sich auch den seltsamsten Aufträgen an, selbst wenn für einen indischen Radschah ein Thronsessel oder ein Prunkbett aus reinem Kristallglas von märchenhafter Pracht und verschwenderischem Glanz herzustellen war. Von der Glashütte kauften sie das Glas als Halbfabrikat, ließen es im Herbst und im Winter auf eigene Rechnung im Stücklohn von zünftigen Arbeitern schleifen, schneiden, kugeln und bemalen. Im Frühjahr brachten sie die fertigen Waren teils durch heimische Fuhrleute, teils auf dem Wasserwege nach den Hafenstädten, hauptsächlich nach Hamburg, Amsterdam oder Lübeck, um sie auf die Überseeschiffe zu verladen, und reisten mit ihnen ebenfalls an die Vertriebsorte, um selber dort den Verkauf zu leiten. Die ausgedehnten Faktoreien in aller Herren Ländern ließen bald die Unternehmer sich zu großen Handelsvereinigungen zusammenschließen, deren es besonders von Haida und Steinschönau aus in der Folge eine ganze Anzahl gab. Die Glaserzeuger und -veredler wiederum taten sich schon frühzeitig zu Zünften zusammen, um damit teils ihre Rechte zu wahren, teils aber auch ihrerseits den Handel und Absatz zu fördern.

In dem jeweilig wechselnden Auf und Nieder des Glasgewerbes in den folgenden Zeiten waren es die napoleonischen Kriege und die englische und französische Konkurrenz, die den böhmischen Glashandel aufs schwerste erschütterten, zumal die letztere ihr maschinenerzeugtes Preßglas um 200 % billiger auf den Markt brachte und dadurch den Zusammenbruch der spanischen Niederlassungen der Deutschböhmen herbeiführte. Deren bisherige Art des Handels hörte dann nach und nach auf und an Stelle des Gesellschaftsbetriebes trat das Lieferungs- und Ausfuhrgeschäft mit Musterlagern in den Absatzgebieten und Reisenden, eine ganz neue Form, die bis heute besteht. Ungemein wertvoll für das allmähliche Wiederaufblühen des Glashandels im 19. Jahrhundert wurden die Gewerbeausstellungen, deren es mehrere gab und die nicht nur die Besucher auf die einzelnen Waren aufmerksam machten, sondern auch für das Kunstgewerbe immer wieder neue Anregungen brachten und es in seinen Leistungen hoben. Von ganz besonderer Bedeutung und ein wahrer Wendepunkt für die böhmische Glasindustrie aber wurde die Weltausstellung in Wien 1873. Das Geschäftshaus Lobmeyr in Wien, das schon in früheren Jahrzehnten Glaswaren aus Nordböhmen zum Verkauf übernommen hatte, beschäftigte für diese Ausstellung zahlreiche Glaskünstler in abwechslungsvollster Art,



Alt-Haidaer Gläser: Biergläser aus graviertem Kristall

Glasmuseum Haida

besonders in der Erzeugung geschnittener Kristallgläser im Stile der Renaissance, des Barock und Rokoko und brachte neuerdings das nordböhmische Glas zu allgemeinem Ansehen auf der ganzen Welt.

Zahlreich sind die großen Fabriken, die, nach den neuesten Erfahrungen der Technik eingerichtet, im Riesen- und Isergebirge und im Gebiete von Haida und Steinschönau die führende Rolle in der Erzeugung und Veredlung des Glases spielen. Daneben aber arbeiten überall in diesen Gegenden Tausende von Menschen als Schleifer, Schneider, Kugler, Eckigreiber, Beizer, Maler, Graveure, Einbohrer usw. daheim in ihren kleinen Werkstätten. Wo immer ein reißender Gebirgsbach seine lebende Kraft dazu leiht, steht eine einfache Schleifmühle. In stillen Dörfern, oft versteckt hinter dichten Wäldern, schaffen sie mit geübter Hand, mit großer Geschicklichkeit und Liebe ergötzliche Kunst, die einmal vielbewundert im Glaskasten des Kenners stehen, den Tisch im guten Zimmer und die geschmückte Eßtafel des reichen Bürgers zieren soll, und bebauen daneben ein Stück schmales Ackerland. Ihre Art der Arbeit ist vielfach die gleiche wie vor zweihundert und mehr Jahren noch. Sind doch bei einem Großteil von ihnen die Vorfahren seit Generationen bereits in diesem Gewerbe tätig gewesen, von denen sie mit der Werkstätte manche kleine, handwerklich wichtige Vorteile und Sonderverfahren in der Glasveredlung ererbt haben. Durch ihren nimmermüden Fleiß, in jahrelanger, zäher Arbeit und auf Grund unzähliger Versuche haben sich nicht wenige dieser kleinen, schlichten Meister der

Glaskunst zu angesehensten Gestaltern neuer, wertvoller Arbeits- und Schmuckweisen entwickelt, haben durch ihre technischen Erfindungen und ihren künstlerischen Eigenwillen viel Neues und Schönes geschaffen und sind so über den Rahmen angestammter handwerklicher Betätigung zu ausgesprochenem Künstlertum hinausgewachsen.

Die Namen vieler solcher Meister drangen kaum über die Grenzen der engeren Heimat hinaus. Ihr stilles Künstlertum verschmolz mit dem Großunternehmen und Handelshaus, für das sie im Stücklohn arbeiteten, und wurde zu dessen gutem Rufe. Und das ist vielfach noch heute so. Daneben gibt es seit dem 17. Jahrhundert bis heute eine überreiche Zahl anderer bedeutender Glaskünstler, deren Namen wohl bekannt und viel genannt in diesem Kunstgewerbe sind, wie z. B. die Ahne, Benda, Binnert, Böhm, Gerner, Goldberg, Görner, Hegenbart, Heidrich, Kittel, Kreibich, Opitz, Palme, Pelikan, Pfohl, Pohl, Preisler, Riedel, Simm, Steigerwald, Wander, Wazel und viele andere. Deren hervorragendster aber ist Dominik Bimann aus Neuwelt (1800—1857), weltbekannt als einer der geschicktesten Glasschneider nicht nur seiner Zeit, dessen Hauptstärke seine nach dem Leben künstlerisch geschaffenen Porträts in Glastiefschnitt waren, und neben ihm Friedrich Egermann aus Schluckenau (1777—1864). Erstaunlich fleißig und ausdauernd, geistig ungemein regsam, vielseitig und erfindungsreich, wurde dieser die interessanteste Persönlichkeit des nordböhmischen Glasgewerbes in der Biedermeierzeit. Was immer aus seiner Meisterhand stammt, ist gesucht und geschätzt. Die berühmteste seiner Erfindungen ist das Lithyalin, das beste Edelsteinglas aller Zeiten, aus dem er reizvolle Dinge schuf, ferner die Kupferrubinätze, durch die er das bisher zur Herstellung des Rubinglases verwendete teure Gold ersetzte, weiteres das Perlmutter- und Biskuit-Email, das agatierte und das marmorierte Glas, das mattgeschliffene Kristallglas, die Lüster-Irisierung, die Silbergelbätze u. a. Als nach 1800 der nordböhmische Glashandel daniederlag, war es hauptsächlich Egermann, der mit seinen einzigartigen künstlerischen Schöpfungen allmählich den Weltmarkt wieder zurückgewann.

Die gangbarsten Erzeugnisse des Glasgewerbes noch im 17. Jahrhundert waren die verschiedenen Becher, Kelche, Fußgläser, Kannen, Humpen und dergleichen, teils in glatter Form und geschmückt mit religiösen, figuralen oder heraldischen Motiven in Emailmalerei, teils versehen mit Warzen, Perlen und Buckeln, ferner Butzenscheiben, bzw. ähnlich wie die Gläser bemalte Nabelscheiben der Butzenfenster und sogenannte Hochzeitsfenster, in naiv handwerklicher Geschicklichkeit besonders mit frommen Bildern und beziehungsreichen Sprüchen bemalte Fenster, die man jung verheirateten Eheleuten für ihr neues Heim schenkte. Im 18. Jahrhundert jedoch trat die Glasmalerei, der bisher volkstümlichste Schmuck, immer mehr hinter den Glasschnitt zurück, dessen Kunst sich nun außerordentlich verbreitete und verfeinerte. Damit brach das eigentliche Zeitalter des Glasschnittes an, dieser edelsten, vornehmsten und künstlerisch höchststehenden aller Arten der Glasverzierung. Mit dieser Hohlglasveredlung, einer der schönsten Schöpfungen des sudetendeutschen Gewerbefleißes, mit dem edel geformten, im Geiste der Zeit schön geschnittenem Kristallglase insbesondere wurde das nordböhmische Glas weltberühmt und sein Handel gewann eine Ausdehnung und Bedeutung wie kaum ein anderer. Dazu erwachte in diesem Jahrhundert allgemein in den Kreisen des Bürgertums ein größeres kunstgewerbliches Verständnis, eine sichtliche Freude an den reinen, fein geschliffenen und in zarten Linienornamenten oder sonstwie kunstvoll geschnittenen Kristallgläsern. Die Mode der Zeit verlangte von jeder Person von Rang und Stand, daß sie ihr Riechfläschchen für Eau de Luce, Eau de Lavande usw. bei sich habe, das mannigfachst veredelt und geschmückt war, geschliffen, geschnitten, überfangen, vergoldet, bemalt, aus Kristall-, Bein- oder Farbenglas, mit eingeriebenem Stöpsel und dergleichen. Diese verschiedenen, damals so beliebten Facons wurden als Modeware der erste wirkliche Massenartikel der Gablonzer Kurzwarenindustrie. Viele Hunderte von Kisten mit solchem



Topfvase aus geätztem Kristall

Schulerzeugnis

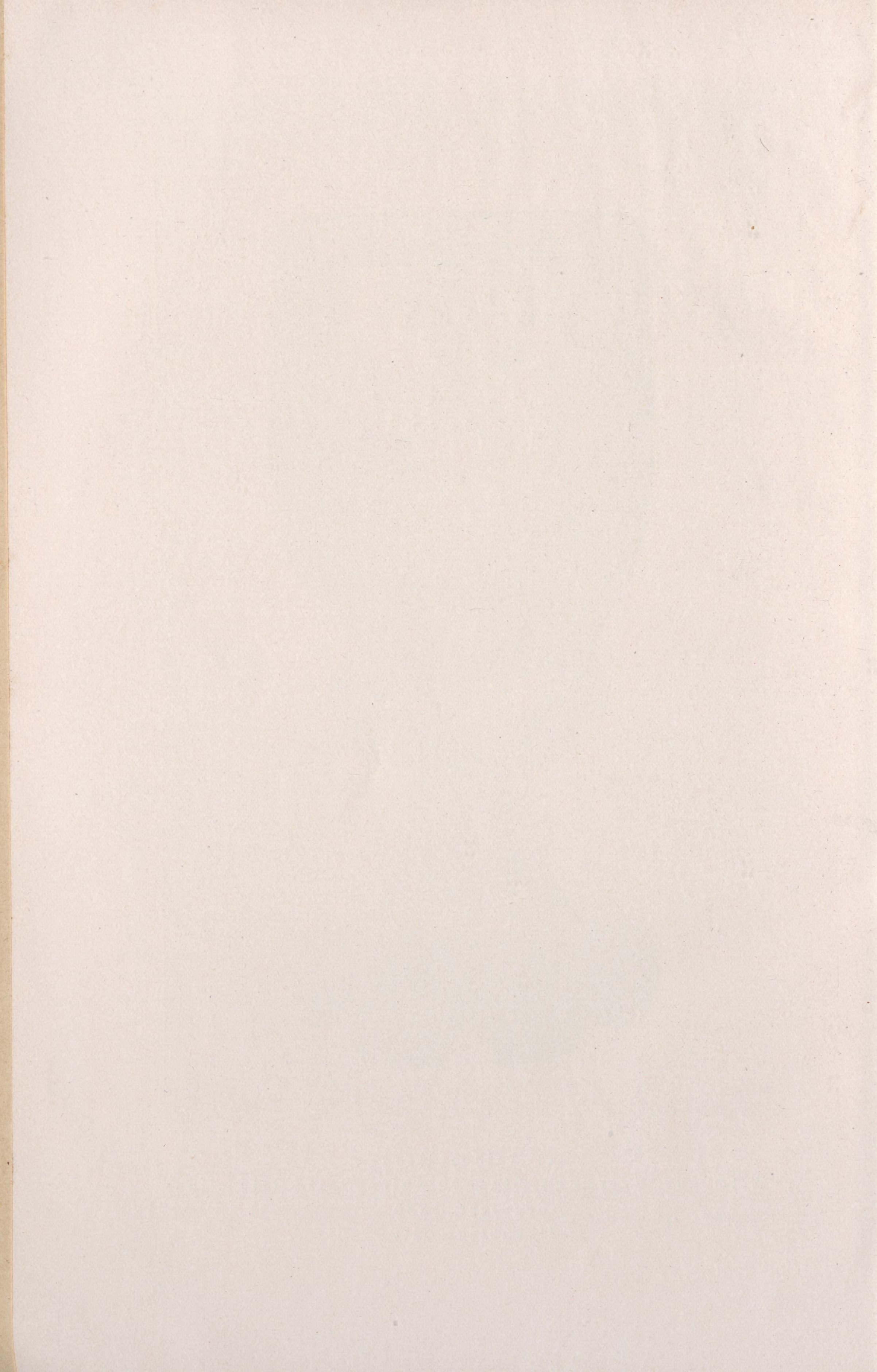
und anderem ähnlich feinem Kram wanderten alljährlich in die Welt.

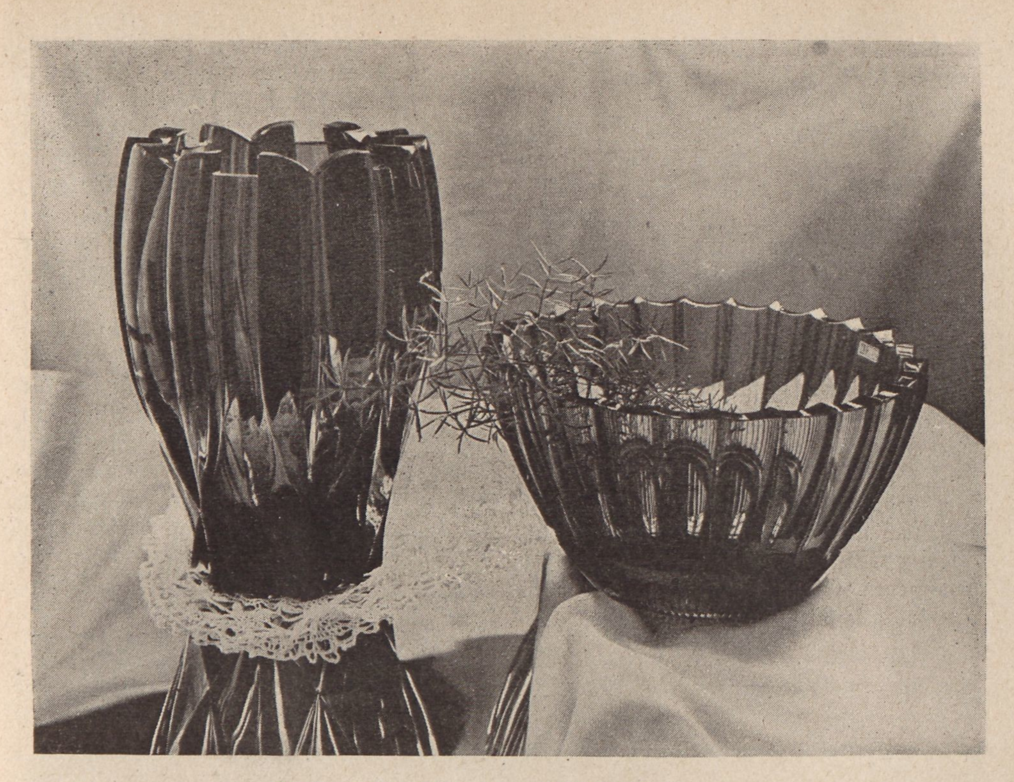
Eine ganz besondere Blütezeit für die Glaskunst erstand mit den Jahrzehnten des Biedermeier, dieser bürgerlichen Fortsetzung des Empirestils. Gerade weil jetzt das Geld so knapp und Sparsamkeit das erste Gesetz in jedem Haushalt war,

schätzte man nun das Glas außerordentlich. Vom einfachsten Trinkgefäß, Salz- und Tintenfäßchen, Eierbecher, Teller usw. bis zum formvollendetsten Pokal und zur kunstvollsten Vase, alles, was in der Küche und im Wohnzimmer dem Alltagsgebrauch und auf der Eßtafel und im Festraume dem Schmuck diente, wurde womöglich aus Glas hergestellt. War es doch der billigste Werkstoff der Zeit, dessen Vorzüge man zudem jetzt mehr und besser denn je und in mannigfaltigster Art zur Geltung zu bringen verstand. Die durch diese Zeit bedingte Liebe zu den kleinen und kleinsten Dingen, die Bescheidenheit in der Lebensform, die in der behaglich ruhigen Umwelt des bürgerlichen Familienkreises mehr denn je gesteigerte feine Kultur, all das wirkte sich außerordentlich günstig auf die künstlerische Gestaltung und Ausstattung der Glassachen aus. Sie mußten praktisch und schön zugleich sein. Begnügte man sich zunächst mit dem farblosen Glase, so mußte es doch wenigstens fein geschliffen sein, und dem feinen Schliff und der Gravierung kam ja gerade die Farblosigkeit sehr zugute. Und man liebte damals besonders den reinen Kristallstil und freute sich an der zarten Ausführung in allen Einzelheiten. Erst nach und nach schmückte man das Glas reicher auch durch Malerei, Überfang, Schnitt usw., man entwickelte eine beispiellose, unerschöpfliche Vielfalt der Glasveredlung und erfand immer neue Motive und bewundernswert künstlerische Wirkungen. In echt biedermeierscher Art umstrickte man den Mundbecher mit Glasperlen in allen Farbtönen und schenkte einander zu Festtagen und als Erinnerung Freundschaftsgläser, geschmückt mit Streublümchen, Sternchen, Kränzlein, mit Wappen, Initialen oder ganzen Namen und sinnig erbaulichen Sprüchen, durchwirkt und umkränzt von Vergißmeinnicht und schön geschlungenen Bändern, ferner Becher mit Bildern von Burgen, Felslandschaften, Städten, Kurorten, Schlachtfeldern, Jagdszenen, von Christus, der hl. Maria, den zwölf Aposteln, von Königen und Feldherren, mit Genrebildchen und allegorischen Darstellungen der drei Parzen, der Lebensalter, der sieben Sakramente, der zwölf Monate, des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Kunst und der Wissenschaft, mit Amoretten, Arabesken usw. Man fand besonderen Geschmack an dem Gold- und Silberglanz und gab den Glassachen alle möglichen, z. T. ganz neue Farbtöne, wie den der Pfirsichblüte, das Annagrün, das Siegellackrot und dergl. Man schuf damals die besten eingeglasten Pasten, die ersten tadellosen Rubinplattierungen auf Hohlgläsern, Lichtschirmen usw., wunderbare Goldrubingläser, meist von heller Rosafarbe, mattgrüne Kupfergläser, die den Eindruck alter Bronzepatina hervorrufen, durch Verbindung von Blei- und Alabasterglas die Chrysopras-Komposition, die Amethyst- und Aquamarinlasuren, den schwarzen und den roten Hyalith, die Isabellenkomposition, das Aventuringlas, das Perlmutter- und das Irisglas mit dem buntschillernden Glanz einer Seifenblase usw. Man liebte den Überfang in allen Farben und in Email, man setzte den Bechern Steinchen auf und reizende Rundmedaillons mit Heiligen- und anderen Bildern, eingefaßt von einem Kranz pastoser milchweißer Perlen, versah sie mit Verkleinerungslinsen, mit dreifarbigen eingesponnenen Pfauenfedern, Blattgoldeinlagen, Transparentmalerei, mit wunderbaren, technisch schwierigen figuralen oder gar Porträt-Hochschnitten usw. Jedwede Art der Glasveredlung, das Brillantieren, das Kugeln, der Facetten-, Sternchen- und Steinchenschliff, das Gravieren, Ätzen und Malen usw. wurde damals in höchster Vollendung angewendet. Und alle diese Glassachen von feinstem Schliff und edelstem Schnitt und sonstiger Schmuckweise, die Wasser-, Bier-, Wein- und Punschgläser, die Vasen, Blumen und Fruchtschalen, die Stand- und Kronleuchter, die Trinkbecher mit Spielwerk, die Fläschchen, Teller und Dosen, die Weihbrunnkessel, Petschaften, Briefbeschwerer, Schreibzeuge und Sträuße aus glasseidenen Blumen in Edelsteinvasen und dgl., alle diese liebenswürdigen und reizenden Dinge und die zierlichen Nippsachen aus Millefiori- und anderem Schmuckglas, sie waren von wirklichen Künstlern des Handwerks erzeugt und nicht in Fabriken und großen Werkstätten, sondern in der kleinen Stube daheim mit unendlich viel



Alt-Haidaer Glas:
Kelch aus Egermann-Glas, rubiniert, geschliffen und graviert, 1830
Glasmuseum Haida





Vase und Schale, geschliffen
Schulerzeugnisse

Fleiß, Mühe und Genauigkeit und mit liebevoller Hingabe.

Die Entwicklung des nordböhmischen Glasgewerbes seitdem wurde nicht wenig durch die fortschreitende und zeitweise außerordentlich hohe Ausfuhrerzeugung beeinflußt. Der Allerweltsgeschmack, dem sich die Industrie zum Teil nur allzusehr anpaßte, verwischte und verdarb vieles von ihrer alteinheimischen Eigenart. Das gilt besonders von der Gablonzer Industrie, die sich übrigens immer mehr auf die Herstellung von Glaskurzwaren beschränkte, von geschliffenen Bestandteilen für Beleuchtungskörper, Behangsteine, Stangen, Röseln, Sterneln, Herzeln, von metallisierten und farbigen Perlen für Lampenfransen, Stickereien und Kleider, von Schmelz, künstlichen Edelsteinen und Perlen, von Glasknöpfen, Glasringen, die als Schmuck zum wichtigsten Handelsartikel nach Indien wurden, von Berlocken, Ohrgehängen, Fingerringen, Spangen und anderen vollständigen Schmuckgegenständen usw. Während früher der hier erzeugte Schmuck volkstümlich bunt und farbenfroh im Bauern- und Biedermeierstil gehalten und in der Heimwerkstätte erzeugt war, ahmte man nun die Stilarten aller möglichen fremder Völker der ganzen Welt nach, nur um überallhin Waren liefern zu können. Zudem ließ man bald das Glas hinter dem unechten Metall im Schmuckstück zurücktreten, bald wieder überlud man dieses barbarisch mit falschen Brillanten und die mit der ungewöhnlich gesteigerten Ausfuhr verbundene Massenerzeugung machte die größere Verwendung der Maschinen notwendig.

Aber auch die Hohlglasindustrie Nordböhmens fügte sich nur allzu willig nicht allein den wechselnden Launen einer oft recht geschmacklosen Mode, sondern auch rein kaufmännischen Rücksichten. Sie vergewaltigte nicht selten den Werkstoff, das Glas, zwang ihm wesensfremde Aufgaben auf und verwendete die Fortschritte der

Technik zu bloßen Künsteleien. Dadurch büßte sie freilich viel an Güte und Kunsthöhe ein.

Dieser durchaus ungesunden Entwicklung in der Glaskurzwaren- wie in der Hohlglasindustrie setzte die allerletzte Zeit ein Ende. Bei aller Bedachtnahme auf die Marktbedürfnisse in den verschiedenen Absatzgebieten paßt sich seitdem das nordböhmische Glasgewerbe mit feinem Einfühlungsvermögen den Forderungen des heutigen Zeitgeschmackes, der heutigen Architektur und gesamten Stilauffassung durchaus an und sucht die hohe Kunstaufgabe zu erfüllen, die ihm die neue Zeit stellt. In einem beachtenswerten Streben nach Höchstleistungen vollendeter Kunst und nach wahren Kunstgesetzen schaffend, pflegt es, einzig von den naturgegebenen besonderen Eigenschaften und Bearbeitungsmöglichkeiten des Werkstoffes ausgehend, die einfachen, sachlich klaren, schönen Formen des Glases und bringt mit ihnen die feinen Farbtönungen, durch handwerksgerechten Schliff und Schnitt die wunderbaren Lichtbrechungen und die sonstigen Verzierungen durch Malerei, Ätzung usw. mit edlem Maß in gediegen wirkungsvollen Einklang. Damit nimmt es schöpferisch einen neuen kunstgewerblichen Aufschwung, der ihm zugleich nach den geschäftlich schicksalsschweren schlechten Jahren der letztvergangenen Zeit im Rahmen des Großdeutschen Reiches eine neue, glücklichere Zukunft erschließt. Und weltberühmt und begehrt seit Hunderten von Jahren will das nordböhmische Glas wieder in edelster Form und Gestaltung mit seinem Wunderglanz und Funkeln den Menschen erfreuen und in sein Heim ergötzlich seine Kunst und wirkliche Schönheit zaubern.



Schale in geätztem Kristall

Schulerzeugnis

Leo Krzoska

Oberschlesien – Deutschlands zweites Ruhrgebiet

Mit der Heimkehr Ostoberschlesiens ins Reich ist nun wieder ein einheitliches oberschlesisches Wirtschaftsgebiet geschaffen worden, das zusammen mit den benachbarten Industriegebieten von Bendzin-Dombrowa (im ehemaligen Kongreßpolen) und dem Olsaland eine kriegswirtschaftliche Einheit bildet, deren Kapazität für das Deutsche Reich gerade jetzt von fast unschätzbarem Wert ist. Das Kriegswirtschaftsgebiet im Osten des Reiches ist nunmehr zusammen mit dem Ostrauer Kohlenrevier imstande, jährlich 90 Millionen Tonnen Kohle zu fördern, während Westoberschlesien bisher zur gesamten deutschen Kohlenproduktion von 186 Millionen Tonnen nur rund 26 Millionen beigetragen hat. Deutschland kann damit nicht nur seinen eigenen gesteigerten Bedarf decken, sondern darüber hinaus durchaus auch seine Verpflichtungen im Kohlenexport ohne weiteres erfüllen und diesen Export befreundeten Staaten gegenüber sogar noch erhöhen.

Die Bedeutung der Wiedergewinnung Ostoberschlesiens wird man vor allem dann richtig ermessen, wenn man bedenkt, daß die Entscheidung der Pariser Botschafterkonferenz, die im Jahre 1921 den größeren Teil des oberschlesischen Industriegebietes an Polen zuteilte, nicht nur im Widerspruch zu dem Willen der Mehrheit der Bevölkerung stand, sondern auch in einer jeder Vernunft hohnsprechenden Weise ein Gebiet zerriß, das durch tausend Fäden politischer, wirtschaftlicher, volkstumsgemäßer und persönlicher Art in sich und damit mit Deutschland verbunden war.

Damals fielen an Polen:

Von	67 Gruben	53
„	15 Zink- u. Bleigruben	10
„	14 Stahl- u. Walzwerken	9
„	37 Hochöfen	22

Wie hoch die Industrie Ostoberschlesiens entwickelt war, geht daraus hervor, daß die Kohlenerzeugung die Grundlage der gesamten Schwerindustrie Polens und ebenso der in starkem Ausbau befindlichen chemischen Industrie Polens war, ja, daß hier so viel Kohlen gewonnen und gefördert wurden, daß Polen mit dem Überschuß eine umfangreiche Kohlenausfuhr betrieb, die — dank der ungeregelten Weltmarktkohlenpreise — sogar den besten Freunden Polens, den Engländern, unangenehm wurde, weil sie sich ständigen Unterbietungen ausgesetzt sahen. In welchem Maße diese Entwicklung aber gerade deutschem Aufbauwillen und deutscher Kraft zu verdanken ist, möge ein kurzer geschichtlicher Rückblick auf die letzten 150 Jahre oberschlesischen Berg- und Hüttenbaues ergeben.

Die älteste Grube Oberschlesiens, die Emanuelssegengrube, weist der in der Standesherrschaft Pleß betriebene Steinkohlenbergbau auf. Im Jahre 1837 wurden auf drei Gruben durch 156 Arbeiter 6600 Tonnen Kohle gefördert. Im Jahre 1840 erhöhte sich die Förderung in den Pleßschen Gruben schon um das Zehnfache. Die Entwicklung des übrigen privaten oder gewerkschaftlichen Steinkohlenbergbaues hing eng mit dem Aufkommen der Eisen- und Zinkindustrie zusammen. Die Entwicklung der Eisenindustrie war ausschlaggebend für das Gedeihen der Kohlenindustrie. Daher stieg bald nach der Begründung der oberschlesischen Eisenindustrie die Zahl der gewerkschaftlichen Kohlengruben, die 1783 erst zwei betrug, auf zwanzig, die im Jahre 1815 bereits 90 000 Tonnen Kohlen lieferten. Acht Jahre später betrug die Zahl der Gruben schon 33. Besonders seit 1838 machte sich eine rege Bergbaulust in Oberschlesien geltend.

Der Schwerpunkt des Kohlenbergbaus lag immer in dem großen Sattelflözzuge von Hindenburg bis Myslowitz. Keines der Nebengebiete, wie die Gruben im Kreise Pleß, Rybnik, erhob sich zu solchen Förderungsziffern wie die später auf sieben gestiegenen Gruben des Sattelflözzuges. Nachdem dann die ober-

schlesische Eisenbahn bis in den Industriebezirk geführt worden war, nahm der Kohlenbergbau einen ungeheuren Aufschwung und erhielt nun die Verbindung mit dem Weltmarkt. Der Absatz der Steinkohle stieg dadurch außerordentlich. Eine große Grube warf jetzt allein in einem Jahre mehr Kohle aus, als vor einem Vierteljahrhundert sämtliche Gruben zusammen. In den Jahren 1845/46 erreichte die Förderung des oberschlesischen Kohlenbergbaus bereits 4 467 000 Tonnen. Im Jahre 1850 stieg die Menge auf 5 320 000 Tonnen. Bis zum Jahre 1900 war die Zahl der Kohlengruben auf 64 gestiegen, die Förderungsziffer auf 25 000 000 Tonnen und die Kopfzahl der Arbeiter auf 78 230. Die Gesamtsumme der Förderung in Oberschlesien ist auf nahezu 600 Millionen Tonnen geschätzt worden. Von den 25 Millionen geförderter Kohle fielen im Jahre 1901 allein auf den großen Sattelflöz von Hindenburg bis Myslowitz 23 Millionen Tonnen.

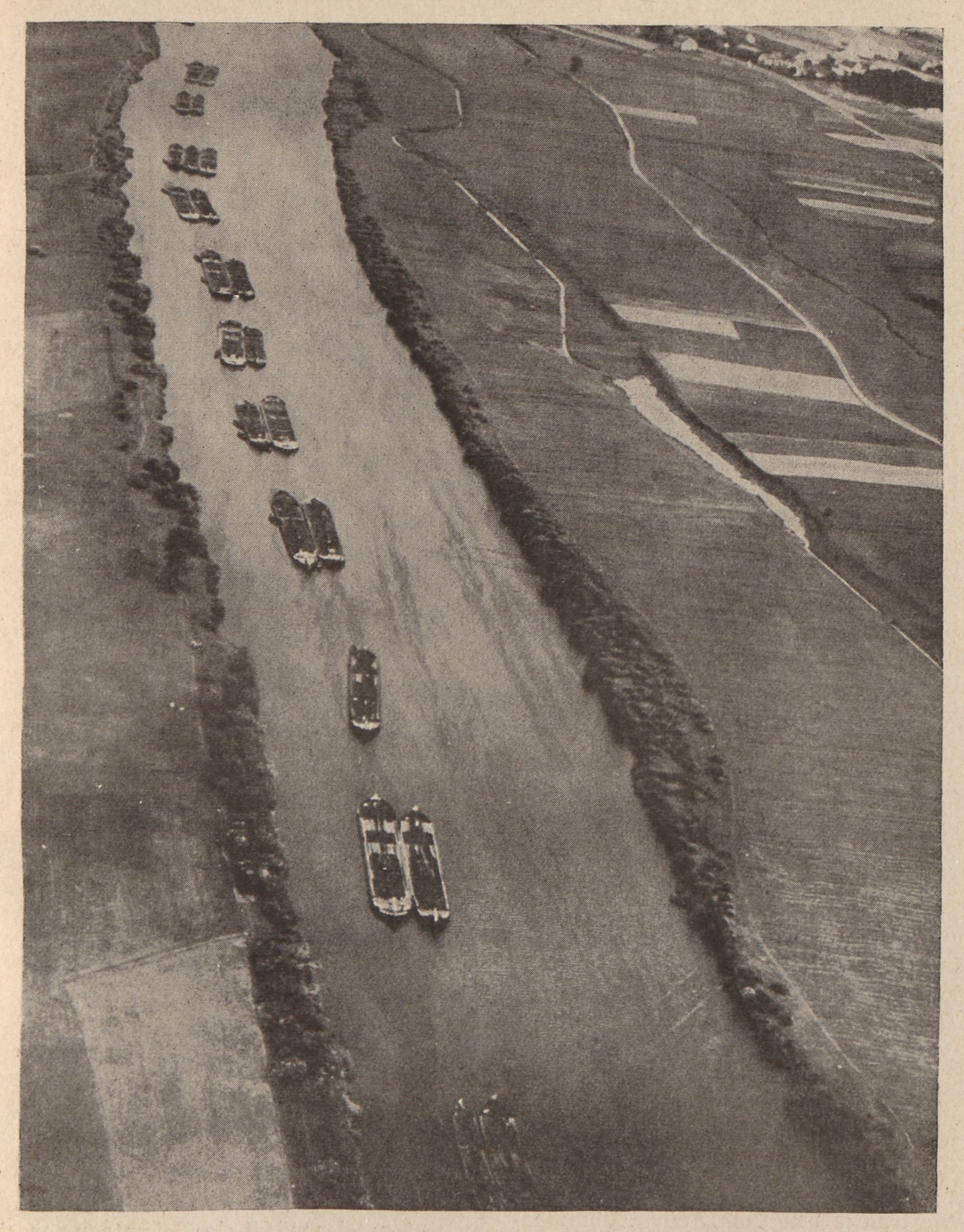
Nach dem Kriege betrug die Förderung an Steinkohlen fast 40 Millionen Tonnen bei einer Gesamtzahl von 140 800 Arbeitern am Ende des Jahres 1918. Bei der Teilung Oberschlesiens fiel dann der größte Teil der Gruben an Polen. In dem Rekordjahr 1928 hat die Förderung in Ostoberschlesien bei 78 180 Mann 30 174 000 Tonnen, in Deutsch-Oberschlesien bei 54 960 Mann 19 700 000 Millionen Tonnen betragen. An Koks wurden im Jahre 1928 in Ostoberschlesien 1669 Millionen Tonnen erzeugt, in Deutsch-Oberschlesien 1473 Millionen Tonnen. An Briketts produzierte Ostoberschlesien im Jahre 1928 264 360 Tonnen, Deutsch-Oberschlesien 331 450 Tonnen.

Zugleich mit dem Aufschwung des Kohlenbergbaus hat die Hüttenindustrie ihre gewaltige Entwicklung erfahren. Hier war es in erster Linie Graf Reden, dem die Erschließung der Schätze Ostoberschlesiens zu verdanken ist. Alle Spuren, die in die Anfänge der gegenwärtigen Entwicklung zurückgreifen, gehen auf diesen bedeutenden Mann zurück, der als Schöpfer und Begründer der Montanindustrie Ostoberschlesiens anzusehen ist, und dem eine dankbare Nachwelt im Jahre 1852 auf dem Redenberg in Königshütte ein ehernes Denkmal errichtet hat. Einen außerordentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Hüttenindustrie haben auch Männer wie Karl Godulla sowie Graf Henckel von Donnersmarck, der Begründer der Laurahütte, ausgeübt. Ansehnlichen Industriebesitz erwarben ferner Graf Ballestrem, der Herzog von Ujest, der Fürst von Pleß, der spätere Fürst von Donnersmarck und Graf Renard. Eine der ältesten und bedeutendsten der oberschlesischen Industriedynastien ist die Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben.

Das größte Industrieunternehmen in Ostoberschlesien ist heute die Interessengemeinschaft der Vereinigten Königs- und Laurahütte und der Bismarckhütter-Kattowitzer AG., die auch sehr ausgedehnte Gruben besitzt. Die Jahresförderung sämtlicher Gruben der Gesellschaft betrug in normaler Zeit drei Millionen Tonnen. Die höchste Förderungsziffer des ostoberschlesischen Bergbaues wurde, wie bereits erwähnt, im Jahre 1928 erreicht, und zwar mit 30 Millionen Tonnen. Der Export betrug im Jahre 1928 über 11 Millionen Tonnen.

In der Zinkindustrie stehen die Betriebe der Giesche-Gesellschaft mit 40 v. H. der gesamten Erzeugung an der Spitze. Die wichtigsten Anlagen dieser Gesellschaft sind in Schoppinitz die Destillations-Zinkhütte „Athemann“, die Elektrolyt-Zinkhütte „Bernhardi“ mit dem Zinkwalzwerk, die Blei- und Silberhütte „Walter Cronnek“ (wo übrigens bei der Besetzung drei Tonnen Reinsilber, die der Verarbeitung zu polnischen Münzen entgangen waren, vorgefunden wurden) und im benachbarten Eichenau die mit der Zinkproduktion in engem Zusammenhang stehende Chamottefabrik. Die Zinkanlagen „Athemann“ und „Bernhardi“ produzierten nach der letzten Statistik monatlich 4000 Tonnen Zink, von denen hauptsächlich Deutschland und Rußland beliefert wurden. Die „Walter-Cronnek“-Hütte erzeugt monatlich aus ausländischen Erzen 1100 Tonnen Blei und durchschnittlich eine Tonne Silber.

In engstem Zusammenhang mit der Produktion der Schoppinitzer Hütten



Lastkähne auf der Oder bei Groschowitz in Oberschlesien

steht die ebenfalls der Giesche-Gesellschaft gehörende Erzgrube „Blei-Scharley“ in Scharley. Ihre Normalförderung betrug 1500 Tonnen täglich. Zur Giesche-Gesellschaft gehören ferner die Kleophasgrube sowie die Giesche-Grube mit ihren Schächten „Richthofen“, „Kaiser Wilhelm“ und „Carmer“, die täglich 4200 Tonnen fördern.

Neben der Giesche-Gesellschaft steht die Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhütteninindustrie mit

dem Sitz in Kattowitz in der Zinkproduktion Oberschlesiens an vorderster Stelle. Die Leitung dieser Gesellschaft, die mit 40 v. H., also in gleicher Höhe wie Giesche, an der Zinkproduktion beteiligt ist, lag in Händen von Polen und Franzosen. Die beiden großen Werke dieser Gesellschaft sind die Zinkhütte „Silesia“ und das angeschlossene Zinkwalzwerk in Lipine und die „Kunigundehütte“ in Zawodzi bei Kattowitz.

Mit den restlichen 20 v. H. sind die Hohenlohewerke an der Zinkproduktion in Oberschlesien beteiligt. Diese Werke, die noch nach dem alten Röstverfahren arbeiten, belieferten Deutschland vor allem mit Feinzinkblechen. Wie wichtig alle diese Werke für die Erfordernisse des deutschen Volkes sind, geht daraus hervor, daß die monatliche Produktion der oberschlesischen Zinkhütten in der letzten Zeit rund 10 000 Tonnen betrug. Daß diese Produktionshöhe nicht nur aufrechterhalten, sondern noch gesteigert werden wird, ist selbstverständlich.

Neben den Hüttenwerken Oberschlesiens werden auch die Kohlengruben wieder einen neuen Aufschwung erleben. Die bekanntesten sind die „Myslowitzgrube“ in Myslowitz, die „Maxgrube“ in Michalkowitz, die „Oheimgrube“ in Brynow, die „Deutschlandgrube“ in Schwientochlowitz, die Plesser Gruben und andere, die alle wieder auf vollen Touren laufen. Von größter Wichtigkeit sind auch die Anlagen der ehemals bergfiskalischen Betriebe in Ostoberschlesien, zu denen die Steinkohlenbergwerke „König“ in Königshütte, „Rheinbabenschächte“ in Bielschowitz und „Knurow“ nebst Kokerei und Stickstoffabrik in Knurow gehören. Die „Königsgrube“ hat bei einer Gefolgschaftsstärke von rund 3 300 Mann täglich rund 10 000 Tonnen erstklassiger Steinkohlen gefördert. Es wird nun alles darangesetzt, um die volle Leistungsfähigkeit dieser Grube möglichst schnell wieder zu erreichen, ja, noch zu erhöhen.

Nicht zuletzt seien die großen Eisenhütten Ostoberschlesiens, die „Bismarckhütte“, die „Baildonhütte“ und die „Friedenshütte“, erwähnt, die zusammen mit der gewaltigen „Königshütte“ Faktoren von größter Bedeutung für die Kriegswirtschaft, aber auch für die Aufbauwirtschaft Deutschlands sind. In den vergangenen Jahren hat man natürlich versucht, alle diese Unternehmen zu polonisieren. Wie hat man allein die ehemals Fürstlich-Plessische Verwaltung drangsaliert, sie künstlich zum Bankrott und zur Zahlungseinstellung gezwungen, nur um den deutschen Einfluß zu brechen! Damit ist es nun vorbei! Ostoberschlesien ist wieder ins Reich heimgekehrt, zugleich sind die Industriegebiete im Olsagebiet und im Revier von Bendzin-Dombrowa mit Oberschlesien zu einer gewaltigen Wirtschaftseinheit zusammengeschlossen worden, eine Tatsache, die um so bedeutender ist, als Polen im vergangenen Jahre mit dem Olsaland eine der wertvollsten europäischen Gaskohlenerzeugungen, wie sie für den Hochofeneinsatz gebraucht werden, unter der Vorgabe, das Gebiet sei von Polen bewohnt, an sich gebracht hatte.

Nachdem nun diese Industriegebiete in den Wirtschaftskörper des Reiches eingegliedert sind, steht Oberschlesien vor der großen Aufgabe, seine Kräfte zum Nutzen der Großdeutschen Wirtschaft und damit zum Heile des Vaterlandes und zum Wohle des Volkes einzusetzen. Gauleiter Wagner hat das Ziel der Aufbauwirtschaft in Oberschlesien in treffender Weise umrissen, als er in seiner Rede vom 15. Oktober dieses Jahres anläßlich einer Kundgebung in Kattowitz erklärte:

„Schlesien und insbesondere dieses gewaltige Industriegebiet haben eine Aufgabe gesetzt bekommen, die weit größer ist, als die meisten annehmen. Wir haben den Willen, aus diesem Gebiet ein neues deutsches Ruhrgebiet der Wirtschaft und der Arbeit zu machen. Hier wächst ein Gesamtgau von schicksalhafter Bedeutung für die letzten großen Entscheidungen unseres Vaterlandes heran. Während im Westen der deutsche Soldat die Grenze sichert, und während im Norden die deutsche Luftwaffe und die deutsche Marine den Gegner dorthin zurückweisen, wohin er gehört, wollen wir hier nun eine Arbeit vollbringen, die beweist, daß wir der Soldaten würdig sind, die drüben stehen und jede Stunde bereit sind!“

Zwei Kameraden unter Tage

Eine Bergmannserzählung von Paul Habraschka

Es war vor dem Weltkriege. Der Leichtsinn verschlug einen Studenten der Medizin aus Berlin nach Oberschlesien. Schöne Mädchen und der Wein hatten ihm mehr im Sinn gelegen, als das Studium. Da seine Mutter eine kleine Witwenpension bezog, hatte er die Universität kurz vor dem letzten Semester verlassen müssen, denn sie konnte ihm das nötige Geld nicht mehr geben.

Und jetzt arbeitete der Student in einer oberschlesischen Kohlengrube. Er hatte den festen Vorsatz gefaßt, Geld zu verdienen, um das Studium beenden zu können. Der Gram der Mutter über seinen Leichtsinn hatte ihn gewandelt.

Wie wurde er in den ersten Schichten verhöhnt und verspottet, wenn er mit den rauhen Gesellen nicht mitkommen konnte! Doch, wenn es wirklich nicht weiter ging, dann packten sie zu und brummten. Der Student biß die Zähne zusammen, wenn er am Umfallen war, denn er wollte den Kumpels zeigen, daß auch er arbeiten konnte, nicht nur hinter Büchern sitzen.

Und als dann seine Hände auch so schwielig waren wie die seiner Arbeitskameraden und als er auch so fluchen konnte, wie sie, als er den schweren Preßtabak vertrug, der scharfe Sobzig ihn nicht unter den Tisch warf, sahen sie ihn als ihresgleichen an. Das machte ihn stolz.

Der Studentenbergmann, wie er genannt wurde, wollte wieder auf die Schule, denn er hatte sich das Geld dazu sauer verdient. Mit großer Freude fuhr er zur letzten Schicht ein, zur Nachtschicht.

Mit einem alten Bergmann, der wegen seiner Grobheit und seiner Kräfte bekannt war, sollte er einen ausgemauerten Transformatorenraum zimmern, der am zusammenbrechen war.

Dem Studenten war das nicht recht, denn sein Arbeitskamerad war einen Kopf größer als er, ein Hühne an Gestalt. Das hätte ihn aber weiter nicht gestört, nur hatte er erfahren, daß der Alte in seiner Jugend bei einer Schlägerei einen erstochen hatte, wofür er einige Jahre Zuchthaus büßen mußte. Und dies hatte ihn so verbittert fürs ganze Leben gemacht.

Schon beim Verlesen bekam der Student die Grobheit des anderen zu spüren.

„Nimm das Gezähe und komm!"

„Na, das kann gut werden noch in der letzten Schicht", dachte er mit Bangen.

Die beiden schritten stumm durch ein Wirrwarr von Strecken nach der Begrenzung. Als sie sich der Arbeitsstelle näherten, wurde die Luft immer feuchter und wärmer. Ein leichter Geruch von verkokster Kohle mischte sich hinein.

Der Student konnte sich eines Schauderns nicht erwehren, denn es war seine erste Nachtschicht. Ihm fielen alle die Spukgeschichten ein, die er gehört hatte. Das Schweigen des alten Bergmanns und die dumpf hallenden Schritte legten sich beklemmend auf sein Gemüt. Unwillkürlich mußte er an seine Mutter denken.

Immer schwieriger wurde der Weg. Immer wärmer die Luft. Stellenweise mußten sie über Kohlenberge klettern. Irgendwo polterten Kohlenmassen mit Getöse herab, daß er erschreckt zusammenzuckte.

Sein Arbeitskamerad schaute ihn an. Um seine Lippen zuckte es. Brummend erzählte er ihm kurz und abgehackt, daß hier vor einigen Tagen ein großes Feuer gewütet hätte.

Erlöst atmete der Student auf, als sie den Raum erreichten. Der war zwei Meter im Quadrat groß. Die Wölbung war an vielen Stellen geborsten. Die rechte Mauerseite war durch den Stoßdruck abgedrückt und stark nach vorn geneigt. Jeden Augenblick konnte sie kippen.

Die beiden zogen ihre Jacken aus, stärkten sich mit Brot und Kaffe und gingen Stempel holen, die in einer Wassersaige lagen. Die Kräfte des Studenten reichten nicht aus, um sich einen Stempel auf die Schulter zu laden.

„Ja, ja, Studentlein", brummte der Alte. „Wein saufen, Mädels verrückt machen, das könnt ihr! — Na, geh mal weg! — Nimm meine Lampe, wirst mir leuchten!"

Er nahm den Stempel, der schwer wie Eisen war, und schritt brummend vor ihm her. Das Muskelspiel des kräftigen Bergmanns erregte seine Bewunderung.

Da knackte es im Bau. Ein Stempel wimmerte unter der Gebirgslast. Weiter hinter ihnen brach eine Kappe. Es klang wie das Aufheulen eines Hundes. Was wunder, wenn der Student heftig erschrak.

„Angsthase!" brummte sein Kamerad, doch beschleunigte er seine Schritte.

Beide atmeten auf, als sie den Raum wieder erreichten.

Daniel, so hieß der Alte, spießte ein Bindloch. Der Student mußte einen Stempel kehlen, eine Arbeit, die er noch nicht gemacht hatte. Darüber geriet der andere in Ärger, denn er mußte diese Arbeit jetzt selbst machen.

In der Strecke draußen arbeiteten die dunklen Gewalten. Daniel hörte es wohl, doch achtete er nicht darauf. Er brummte nur, daß der Oberhäuer ihm einen Mann gegeben hätte, der nichts konnte.

„Es tut mir leid — — —".

„Schon gut", unterbrach ihn der Bergmann nicht freundlich. „Werde halt den Dreck allein machen — macht bei mir nicht viel aus. — Wie ich hörte, ist es heute Deine letzte Schicht. Na, was Du wieder kannst, kann ich nicht. Vielleicht kommt mal die Gelegenheit, daß Du meinen Körper zusammenflicken wirst. Dann werden wir quitt sein!"

Die Wölbung war durch eine Bockzimmerung gesichert. Nun wollten sie die neigende Mauer durch einen Bolzen abstreben. Da erfolgte ein starker Schlag, der sie gegen den Stoß schleuderte und der die Lampen verlöschen ließ. In der Strecke gingen Kohlenmassen polternd zur Sohle.

Ehe der Student sich mit schmerzenden Gliedern erhob, hatte Daniel schon fluchend Licht gemacht. Der Eingang war mit Kohlenblöcken verrammelt.

„In der Mausefalle", sagte er trocken. „Versuchen wir, die Kohle beiseite zu schaffen. Vielleicht werden wir durch ein Loch entwischen können!" Gleich darauf schrie er auf, schleuderte den Studenten beiseite, stellte sich unter die sich langsam neigende Mauer und stemmte sich gegen die Sohle. „Stell schnell einen Stempel als Strebe dagegen", keuchte er. „Wenn die Mauer kippt, erdrückt sie uns beide!"

Der Student sah mit Entsetzen, wie der Mann, sich gegen die ungeheure Last stemmte. Die Muskeln spannten sich zum Zerreißen. Die Last war aber zu groß, die Augen wollten dem Manne aus den Höhlen quellen.

„Schnell, schnell!" stöhnte er. „Oder wir haben zum letzten Male die Sonne gesehen!"

Und der Student erkannte die Gefahr. An allen Gliedern zitternd, riß er den Stempel aus dem Eingang hervor. Doch er war zu lang.

„Abschneiden!" wimmerte Daniel, dessen Körper sich unter der Last bog; sein Gesicht lief blau an.

Der Student sägte wie noch nie in seinem Leben, das auf dem Spiele stand, das schöne Leben!

„Schnell, schnell!" gurgelte Daniel.

Schon war der Stempel abgesägt, er stemmte ihn gegen die Mauer, und ächzend knickte jetzt der Mann zusammen. Eine Sekunde später, und beide wären zu Mus zermalmt worden.

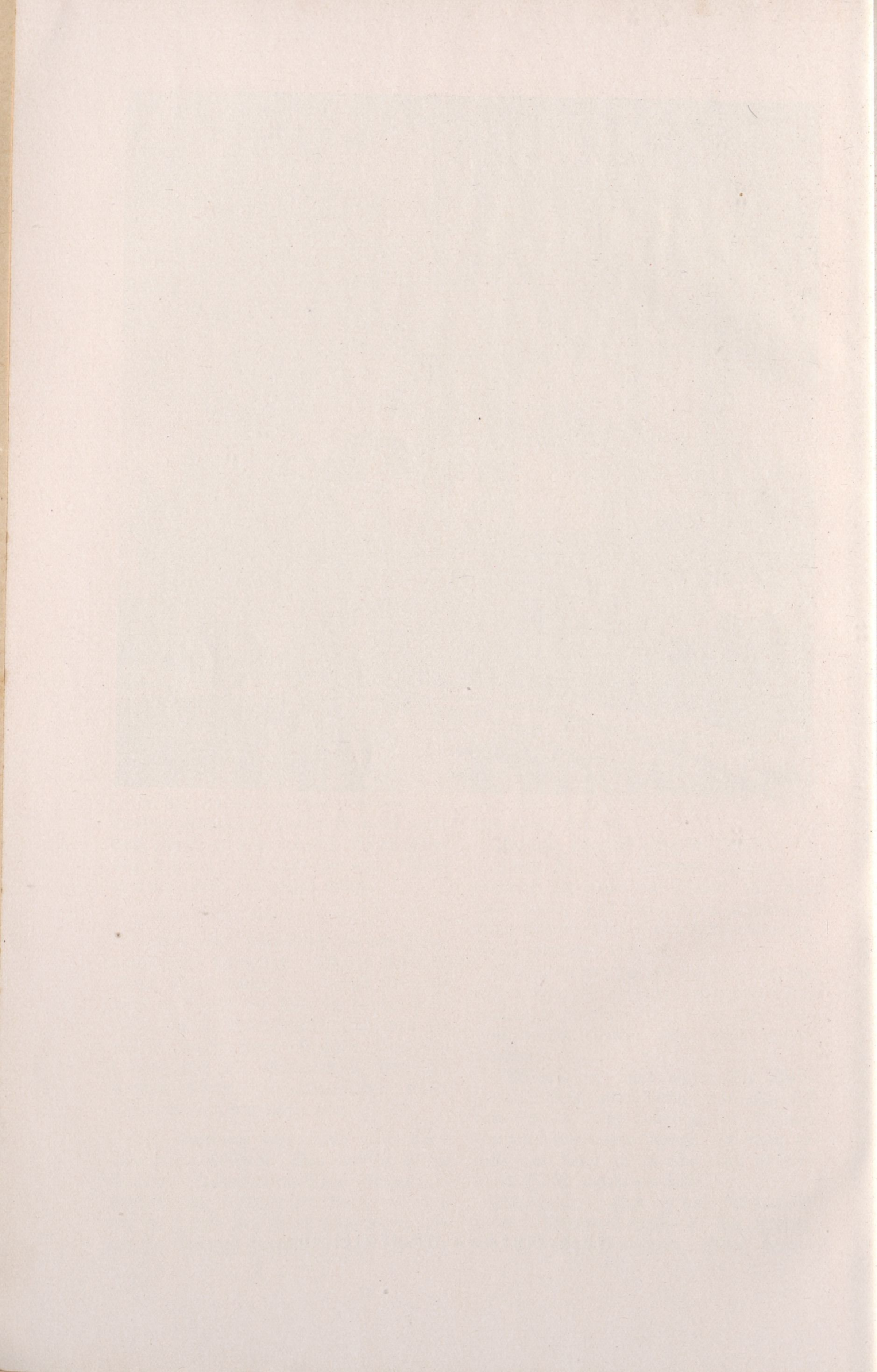
Daniel wischte sich den Schweiß von der Stirn, und, als ob nichts geschehen wäre, rauchte er sich seine Pfeife an. Der Student dankte, wurde aber grob unterbrochen:

„Ich habe es nicht wegen Dir allein gemacht, denn mein Leben war auch auf dem Spiele. Sieh lieber zu, ob Du den Eingang freimachen kannst. Ich kann es nicht tun, denn ich glaube, daß ich mir einen Bruch zugezogen habe."

Der Student ging an das Riesenwerk heran. Manchmal wollte es ihm schwarz vor den Augen werden. Aber immer



Förderturm in Oberschlesien



wieder setzte er an, und sein Mühen wurde belohnt. Bald hatte er ein Loch geschafft.

Er mußte allein nach dem Schacht, um Leute zu holen. Und er rannte wie noch nie in seinem Leben.

Ein Jahr darauf gab es im hiesigen Knappschaftslazarett einen Dr. Penn — es war der Studentenbergmann. Ein verunglückter Bergmann wurde eingeliefert, an dessen Aufkommen man zweifelte. Es war Daniel. Und Dr. Penn tat alles, um seinen Retter von damals durchzubringen; und er schaffte es mit Gottes Hilfe.

„Sehen Sie, Herr Doktor, ich habe gesagt, daß Sie mich vielleicht noch zusammenschustern werden", meinte Daniel lächelnd, als er über den Berg war. „Wir sind quitt!"

Der Förderturm

Über dem Abgrund der Nacht
stehet der stählerne Turm.
Er läßt die Knappen hinab
in den steinernen Sturm.

Er hockt im Gerüst so starr
im Morgen- und Abendrot;
er seilt die Schätze empor
aus schwarzen Gefahren und Tod.

Und auf ihm ruht das Symbol
der Kameradschaft im Stein;
erzählt mit singendem Surrn
vom ringenden Bergmannssein.

Paul Habraschka

3

Erdnahe Gotteshäuser

Von Hanns Bernhard Lauffer

Frommen Erdmüttern gleich, die über das Land den Blüh- und Erntesegen rufen wollen, knien die Schrotholzkirchen im Fruchthoffen der Äcker und Rodungen oberschlesischer Dörfer.

Geschlagen im Wald des Grenzraumes falteten sich die Balken, Bretter und Schindeln zu Gebeten der alten Ostlandsstreiter, auf daß wir erlöst und völlig freigesetzt werden zum bewußten Durchleben von Deutschtum und Heimat.

Vielleicht ähneln die würdigen Gotteshäuser auch ererbten Truhen, die das Wissen und den Ausgang des Gewordenen bewahren in ungeschriebener Schrift; denn wie aus alten Bauernstuben Holzduft, Erdgeruch und Geschichte der längst geschlagenen Bäume niemals vertrieben werden können, so halten zwischen verschränkten Holzfingern diese Kirchen das Ringen um die oberschlesische Erde fest für kommende Geschlechter. Kampfharte Jahrhunderte weihten die von zähen Vorvätern erbauten Gebetsstuben zu Erinnerungskammern der Grenzlanderlebnisse, die aus dem schlichten Werkstoff der Waldheimat bereitet, würdiger sind als prunkvolle Steintempel.

Im heiligen Raum, der tief verhangen fast den Atem verschlägt und die Seele vom Alltag trennt, wird der Blick von der bunten, oft sehr schönen Bauernmalerei an Decke und Wänden in das Christusauge gezogen, das manchmal von recht ungeschickt zugeschnitzten Kreuzen schaut. Alsdann strahlt von dort ein Versöhnen über das Enttäuschtsein unseres Schönheitssuchens, da wir überzeugt werden, daß das Gottesbild diese Erde, einst von Not und Opfer tränend geformt, gar nicht anders sein durfte, sogar falsch gewesen wäre, wenn nicht um die Stirn des Gekreuzigten die Stille der Wälder einsamen würde, die Schläfen und Wangen von nur wenigen Entsagungen eingedrückt worden wären und aus dem schmalen Munde nicht das ferne Lächeln einer besseren Zukunft hoffen möchte. Wahrlich, der Christus im Schrotholzkirchlein trägt das Gesicht der Volksnot und offenbart den Leib des Grenzlandes, dem auf langem Kreuzwege blutende Wunden gemartet worden sind.

Wehleidig — wie es klingt — mag daher auch die kleine Kirchenglocke ihre armseligen Töne zu den Gläubigen schicken, um in ihren einfachen Herzen das Vermächtnis der Ahnen zu läuten, damit es mit jedem Schritt zur Kirche reifer werde oder beim Heimgang eines Dörflers in die von den Altvorderen erkämpfte und bereitete Erde sich zum erneuernden Heimatschwur straffen möge.

Aus deutschem Fühlen geboren, spricht aus dem Bausinn der Schrotholzkirchen die Ursprache einer stählernen Vergangenheit, die ihr Ausdruckssehnen aus dem verwandten Norden holte, der ja bereits zur altheidnischen Heldenzeit in der Erhabenheit hölzerner Hallen und Weihestätten zu denken vermochte. Nicht von den Launen des Zeitgeschmackes zweizungig gemacht oder verunstaltet vom Wanderweg durch die Jahrhunderte in die Wälder des Ostens stehen heute oberschlesische Blockbaukirchen als unverbrüchliche Mahner und Zeugen des deutschen Rechtsanspruches auf dieses Land.

Da die Entfaltung der Volkskultur den erdverliehenen Werkmitteln zunächst verhaftet ist, wurde das Holz der heimischen Wälder nicht nur zu Gotteshäusern gefügt, sondern vor allem auch in Bauernhäuser, Scheunen und Speicher hineingebaut, die allesamt recht aufschlußreich über die handwerkliche Ausführung der Holzbauten aussagen. Die immerhin mehr mögliche Verwendbarkeit des hölzernen Werkstoffes sprengte beizeiten die Neigung zu nur einer starren Ausdrucksgeste,



Schrotholzkirche in Sawada bei Ratibor

um hauptsächlich die Verarbeitungsweisen zu bevorzugen: den Block- oder Gehrsaßverband, den Ständer- oder Füllholzbau und das Flach- oder Riegelwerk.

Während der Ränderbau sich zwischen lotrechten Masten hochzieht und das Fachwerk mehrere mit Ziegeln oder Lehm ausgefütterte Holzzellen beansprucht, benötigt der ursprüngliche Blockbau grob behauene oder geschrotete Stämme, deren waagerechte Lage durch Auskerbungen der übereinanderliegenden Balkenenden dauerstark ermöglicht wird.

Bis auf die Fachwerkkirchen in Würben und Plümkenau sind alle oberschlesischen Gottesstuben Schrotholzbauten aus Kiefern und sparsam verwendeter Eiche.

Der stets nach Ost-Westen ausgerichtete Hauptraum unserer erdnahen Gotteshäuser ist — wie jener der Kirchen in Klosterbrück, Ellguth-Turawa, Rosenberg und Bauerwitz — durch seitliche Kapellenanbauten bestrebt, die viereckige Einfachheit zu überwinden und mit einem auflockernden Kreuzgrundriß zu vertauschen. Vielgestaltiger als der einfache Raumgrund lebt freilich der Aufriß dieser Blockbaukirchen. Wenn auch das Langhaus eine nur bescheidene Höhe nicht überwinden kann, so schaut ihm das geschickt aufgesetzte und weit ausgreifende Satteldach die Gewichtigkeit der Größe zu bergen, dazu wollen die an die Kirchenwände anknieende Umgänge mehr als Wetterschirme sein: den malerischen Schleppdächern gleich stärken sie des Kirchleins Streben nach der Höhe durchaus erfolgreich. Über das Kircheninnere ist ein gemütswühlendes Halbdunkel gebreitet, weil der Holzbaumeister durch kleine und nur wenige Fenster das störende und unwettrige Draußen absperren wollte vom Frieden, der im Hause ungestört blühen sollte. So wurden die Nordwände als Wetterseiten — wie bei den hölzernen Gotteshäusern von Beuthen-Klausberg und Schrotkirch — gar nicht durchbrochen. Aber dafür findet man wiederholt, wahrscheinlich der steinernen Fensterrose abgeschaut, eine runde Aussägung über dem Altar in der Hauptachse der Apsiswand.

Ursprünglich mögen unsere Schrotholzkirchen — ehe sie sich da und dort barocke Helmchen aufsetzten — wohl turmlos gewesen sein, wie gerade die ältesten von ihnen beweisen wollen. Und auch jene anderen Gotteshäuser, wobei vielleicht an das zu Muldenau gedacht werden könnte, zeugen dafür, da sie den breitfußigen Pyramidenstumpf des Turmes abseits des Hauptbaues, an einen beliebigen Platz des Friedhofes, geschoben haben. Selbst bei den Blockbaukirchen, die die Glockenstube in die Gesamtheit einbezogen haben, kann aus der sichtbaren Bruchlinie des Anschlusses gefolgert werden, daß der Turm erst von einer späteren Baulust hochgetrieben oder vielleicht sogar von der dauernden Kampfbereitschaft der Siedler erzwungen worden ist, die unseren Holztürmen einen unverkennbaren Wehrcharakter geben mußte, der trotz der formreichen Turmkrönung durch vier- oder mehrseitige Zeltdächer, Barockhauben und Helme nicht zu verleugnen ist.

Mit dem Hinweis auf die mit dem Bau dieser Gotteshäuser verbundene Zweckdienlichkeit könnte man dazu neigen, das Alter der Schrotholzkirchen besonders hoch anzusetzen. Die immerhin doch beschränkte Dauerhaftigkeit des Holzes mochte wohl nicht gestattet haben, unsere Kirchen bereits in die älteste Geschichte des Siedlerlebens unmittelbar schauen zu lassen, wenigstens die heutigen nicht. Und trotzdem ließ ihnen das Schicksal noch genug der Erinnerungen an die Kampfzeit der ersten Rodeleute, weil auf dem geschichtssatten Grunde des zerfallenden Erst-Kirchleins immer ein neues gewölbt wurde, vielleicht sogar der Anhänglichkeit halber dem Mutterbau bis in Einzelheiten abgeschaut.

Immerhin haben die jetzigen hölzernen Gotteshäuser noch genug der Jahre aufgesogen. Viele von ihnen haben die Wende der deutschen Rückwanderung nach der Slawenzeit im 13. und 14. Jahrhundert schon erlebt. Hernach entstand 1506 die Gottesstube von Schrotkirch, 1517 die Strahlheimer und 1530 jene von Klausberg-Beuthen. Indessen kommt die Mehrzahl der 85 westoberschlesischen und der 45 jenseitigen Schrotholzkirchen erst aus dem 17. Jahrhundert.

Was die Kirchenbücher und Urkunden über die nähere Veranlassung zum Bau dieser Gotteshäuser nicht auszusagen wissen, erzählt der Dorfmund von Ge-



Alte Holzkirche in Tarnow

schlecht zu Geschlecht mit dem erzähllustigen Worte der Sage. Entweder hatte man Rochus, dem Pestheiligen mit dem Bau einer Kirche versprochen oder es mußte mancherorts die Befreiung von Hungersnot und Kriegsbrand oder wenn möglich eine heilbringende Quelle das Errichten des Gotteshauses begründen.

In Groß-Peterwitz bei Ratibor soll nach der Sage neben einer solchen Quelle gar ein wundertätiges Bild den Baumeister gerufen haben: „In alten Zeiten weideten die Bauern von Groß-Peterwitz ihre Pferde auf dem Feldteil, der Gemeingut aller Dorfinsassen war. Dieser Weideplatz befand sich in der Nähe des jetzigen Kreuzkirchleins. Oft wurde auch bei Nacht geweidet. Einstens sahen die Hirten an der Stelle, wo sich jetzt die Quelle befindet, ein eigentümliches Licht; aber sie wagten aus Furcht nicht näher heranzugehen. Als sie am nächsten Tage den Bauern ihr Erlebnis erzählten, ermunterten sie diese, in der nächsten Nacht, dem Lichte nachzugehen. Das geschah. Die Hirten entdeckten auf dem sumpfigen Boden die jetzige Quelle, in der ein zusammengerolltes Leindwandstück schwamm. Sie wollten es herausnehmen, waren aber dazu nicht imstande. Auf ihre Erzählung gingen in der folgenden Nacht viele Einwohner des Dorfes zu der Wunderquelle und versuchten gleichfalls die schwimmende Leinwand herauszuholen; aber auch ihnen gelang es nicht. Da meldeten sie dem Groß-Peterwitzer Pfarrer Martin Mosler die seltsame Erscheinung. Dieser veranstaltete einen feierlichen Umgang. Und unter Glockengeläut, unter Gebeten und Gesängen zogen die Gläubigen zu der Quelle. Dort kniete der Pfarrer nieder und zog die Leinwand mit Hilfe eines Kreuzes heraus. Als er sie aufrollte, zeigte sich dem Volke ein Bild des Gekreuzigten. Die Groß-Peterwitzer erblickten in dem Bilde ein Gnadengeschenk des Himmels und beschlossen, eine Kirche auf der Anhöhe zu bauen, welche sich rechts von den Weideplätzen erstreckte. Aber was am Tage aufgebaut wurde, fand man früh zerstört und in das Tal geschleudert, dorthin, wo jetzt das Kirchlein steht. Da fingen die Leute an, auf dem jetzigen Kirchplatz zu bauen, und siehe da, das Werk gelang, und bald war das Gotteshaus aufgerichtet. In feierlichem Zuge wurde das Bildnis in die Kirche gebracht und auf dem Hochaltar aufgestellt, wo es sich jetzt noch befindet.“

Mit der Holzanfuhr zum Kirchenbau soll zuerst der Bauer Katzka begonnen haben. Sein Beispiel zog die übrigen Besitzer an. Zunächst baute man nur ein kleines Kapellchen und erst später, als aus der Umgegend zahlreiche Pilger zu dem sonderbaren Bilde strömten, wurde die Kapelle vergrößert. Solche und ähnliche Sagen schauen mit verschmitzten Augen lächelnd, aus dem manchmal schon wurmstichigen Holzgefüge, um die tatsächlichen Dorferlebnisse zu ergänzen, die das Schrotholzkirchlein als getreuer Wächter behütet.

Einem unsterblichen Vorfahr vergleichbar, den die Tatsachen der Grenzlandgeschichte mit der Klugheit eines großen Weisen begnadeten, schaut das schlichte Bethaus in unsere kämpfende Gegenwart, weil es davon zu künden gilt, daß selbst das armseligste Hüttlein volles Glück und Segen sein kann, wenn der Boden, darauf es grundet, nicht verknechtet oder verschachert wird vom Judas der Heimat.

Die Rettung

Erzählung von Josef Wiessalla

I.

Achtzehn Uhr. Der Steiger beginnt seine vierte Ronde. Bremsberg, Füllort und Richtstrecke sind in Ordnung gefunden. Jetzt biegt der Steiger in den schwebenden Abschnitt ein, hier muß er gut aufpassen. Ein Siebenerflöz in 800 Meter Tiefe ist keine Kleinigkeit, obendrein arbeiten die Leute hier in einer Störungszone. Die Verwerfungsspalten können leicht einen Stoß auslösen, darum wird die Strecke doppelt gezimmert und stellenweise mit eisernen Kappen ausgekleidet. Der zuverlässigste Oberhäuer führt hier die Mannschaft vor Ort. Der Steiger begegnet den ersten Leuten im Hohen Pfeiler. „Glück auf!" grüßt er. Der Lärm des Abbauhammers verschlingt den Steigergruß, aber die Leute nicken gewohnheitsmäßig Antwort. Der Ortsälteste, Oberhäuer Zichy, erstattet Meldung: „Alles in Ordnung, Herr Steiger! Druck unverändert, kein Türstock gebrochen, und die Kohle geht weich."

Der Steiger weiß, daß er sich auf Zichy verlassen kann, trotzdem kontrolliert er eingehend den Ausbau der Strecke. First, Zimmerung, Wetterführung und Abraum, nichts ist auszusetzen; nur die Luft gefällt ihm nicht. Ob das nicht Spannung ist? Er kann es nicht genau sagen, nur ein kleiner Gefühlsreiz ist es. Die Leute dürfen nicht unnötig beunruhigt werden, aber zur nächsten Ronde wird er den Luftdruckmesser mitnehmen. Er grüßt wieder gewohnheitsmäßig und wendet zum Stollenausgang, das Steigerlicht blendet um die Biegung. Die Leute verfolgen das Licht, denn sie wollen nach dem Abgang des Steigers eine Pause einlegen.

18 Uhr 45. Zichy hat sich an der Bohrmaschine heiß gearbeitet und ruht jetzt eine Weile auf der Sohle aus. Verdammt heiß hier, flucht er und entblößt den Kopf von der dicken Filzkappe, die zum Schutz gegen Steinschlag getragen wird; dann lockert er den Hosenriemen. Moment ausruhen und die trockene Kehle aus der Kaffeekanne anfeuchten. Noch drei Stunden zur Ausfahrt, schätzt er. Der Abraumhammer schweigt. Die Häuer haben mächtig „Kohl" vor sich geschafft und folgen Zichys Beispiel, nur die Schlepper sind tätig und hasten zur Kohlenrutsche, um den Vorrat aufzuteilen, denn nachher wird wieder geschossen und der Platz muß frei sein. Gleichmäßig poltern die Loren, die der junge Stiller am Bremsberg wendet.

Zichy stemmt seine Füße gegen einen Stempel und duselt schläfrig vor sich hin. Eine ganze Weile fixiert er gedankenlos seine Stiefelspitzen, dann schaut er deutlicher! Da rieselt doch Schutt — — jetzt kommen schon Stücke vom Hang, und wie er entsetzt aufschaut, ächzt schon der Streben. Noch sieht er keine Bewegung, aber der Stempel wimmert, ganz deutlich zu hören! Mit einem Satz ist Zichy hoch und brüllt die Warnung.

„Raus! Alarm! Raus aus dem Stollen!"

Und dann hastet er vorwärts, um die Leute in der Zweigstrecke zur Eile anzuspornen. Erreicht gerade die Biegung, da trifft ihn der Stoß und schleudert ihn lang auf die Sohle. Zu — Bruch — gegangen! Letzte Empfindung, dann weiß er nichts mehr. Schuttrauch nimmt ihm den Atem, ein zweiter Schlag deckt ihn fast zu, aber er jagt den Rauch weg, so daß er wenigstens atmen kann.

Er weiß nicht, wie lange er dagelegen hat, als das Leben sich wieder meldet. Allzuviel Stein lastet nicht auf ihm, denn er kann sich bequem auf die Knie stützen,

nur sein Kopf spürt Widerstand an zerbrochenem Holz. Jetzt stellt sich auch das Gehör wieder ein. Dort hinten schreit ein Mann. Er kennt ihn an der Stimme, es ist der Häuer Kowalski. Langsam tastet sich Zichy vorwärts. Du lieber Gott, hier liegt auch einer! Röchelt, zu Tode getroffen. „Wer bist du?“ fragt Zichy. Er bekommt keine Antwort. Das Röcheln verklingt, und als Zichy den Körper abtastet, fühlt er, daß der Mensch sich zur letzten Ruhe streckt.

„Licht! Licht!“

Stimmen vorn, dort leben also noch Leute. Zichy schreit: „Ja, ich komme schon! Bleibt dort!“ Wenn sie nur nicht auf die Sterbenden trampeln möchten, denkt Zichy. Auf Händen und Füßen kriecht er vorwärts, ganz Vorsicht. Noch immer würgt ihn der Staub, er muß entsetzlich husten. Sind das Beine? Ja, das sind Beine, sie liegen ganz ruhig. Er tastet weiter nach dem Gesicht zu und faßt nur Steine. Am Gesicht beerdigt, denkt Zichy unwillkürlich. Weiter durch gesplittertes Holz, Schutt und Steintrümmer. Jetzt erreicht er den ersten lebenden Menschen. „Wer bist du?“

„Josef!“ antwortet die Stimme.

„Ach, der Josef Weidner!“

„Jawohl, Zichy. Setz dich zu mir, hier ist ein Atemloch.“ Sie rufen gemeinsam: „Hierher! Hierher!“ Und da kommen sie aus allen Winkeln, taumeln, kriechen und schieben sich vorwärts, immer dem Ruf nach.

„Verflucht, was ist los?“ Alois Franzok kommt erst jetzt zur Besinnung und will Auskunft haben. „Was ist da zu wundern?“ antwortet Josef Weidner. „Gebirgsschlag, alles kaputt!“

Sie reichen sich die Hände und tasten ihre Körper ab. Sie stellen ihre Personalien fest, bemerkt Zichy mit Scherzanflug. Man ist heil geblieben und das Leben spricht sie gewohnheitsmäßig an.

Aber da hinten wimmert noch ein Mensch! Wer ist das? „Der kleine Paul!“ antworten verschiedene Stimmen. Den holen wir! Zichy kriecht vor und der große Paul Breuer folgt nach. Stimmt, das ist der kleine Paul Prohaska. Er hat das Bein gebrochen, „aber sonst bin ich gesund“, sagt er. So gut es in der Dunkelheit geht, tragen sie ihn zu den anderen, er soll nur das Bein hochhalten. Ein schwieriger Transport, und es geht nicht ohne Anstoßen. Endlich haben sie es geschafft.

Man ist noch immer ganz benommen und die Gedanken müssen sich erst einspielen. Der kleine Paul möchte gern etwas trinken. Wer hat seine Kanne gerettet? fragt Zichy. Alois und Josef Weidner. Zichy bewilligt drei Schluck. Er disponiert bereits und niemand widerspricht. Einer muß ja für sie denken, denn sie sind noch alle verdattert, erschöpft und die meisten ganz apathisch.

Licht! Licht! Ja, das wäre wohl das Notwendigste. Wir ruhen uns ein wenig aus und gehen dann die Klamotten suchen, schlägt Zichy vor. Emil streicht ein Holz an und steckt es in den Daumennagel, damit es länger brennt. Jetzt erst erinnert er sich, daß er Streichhölzer bei sich hat. Sie sehen sich ein paar Sekunden und sind ganz erschüttert von soviel Glück. Sieben Mann! Zichy hat blitzschnell nachgezählt. Es fehlen also noch sieben Mann, vierzehn haben in der Strecke gearbeitet. Die anderen, ja! Man strebt dagegen an, ihrem Schicksal nachzudenken.

Dem kleinen Paul müßte man das Bein schienen. Noch jemand was abbekommen? Ja, Richard Kaluza, ihm tut die Brust weh. „Mußt du Blut spucken?“ fragt Zichy. Richard weiß es nicht, es ist ja finster. Noch ein Streichholz wird angesteckt und Richard spuckt in den Handteller. Kein Blut, gottseidank! Das kann nur eine Rippe sein. Ja, hier am Hals und zur Schulter hinüber, erklärt Richard. Schlüsselbeinbruch, taxiert Zichy.

Jammer aus dem Dunkeln: „Dieses Loch wird unser Grab! Wir werden sterben, ganz langsam werden wir sterben!“

„Quatsch! Halt die Fresse!“ Zichy faucht den Jammernden wütend an. „Hörst du es nicht? Die Rettungskolonne arbeitet schon!“

Sie horchen gespannt, nichts zu hören. Zichy widerspricht und zwei Mann mit starker Einbildung helfen ihm. Kohle rieselt vom Hangenden, man kann es gerade noch als Arbeitsgeräusch deuten.

Zichy überschaut ein wenig die Lage. Der Einwand mit der Rettungskolonne ist natürlich unzutreffend. Es können 50 Meter zu Bruch gegangen sein, schätzt

er. Wie soll man da was hören können! Später, ja, wenn die Rettungsmannschaft den Suchstollen vorgetrieben hat, soweit ist es aber noch nicht. Ein Glück, daß die Preßluftleitung in Ordnung ist, sie können frei atmen. Vorsichtshalber schneidet Zichy noch die Haspel durch, damit die Leitung durch einen Nachsturz nicht gerissen werden kann. Man müßte jetzt Klopfzeichen geben. Er wird gleich mal die Leitung absuchen.

Ruhe, mahnt Alois! Er will eine Stimme gehört haben. Tatsache, man hört leises Stöhnen. Wer heil ist, muß mitsuchen, kommandiert Zichy. Sie suchen, doch das Stöhnen ist wieder verstummt. Hier muß es gewesen sein, aber sie fassen nur Kohle, Schutt und Balkentrümmer. Emil schreit laut auf. Er hat eine Karbidlampe gefunden und streicht sofort ein Holz an. Wie hell es auf einmal ist! Man kann nicht in die Lampe sehen, die Augen schmerzen vom Druck der Dunkelheit. Jetzt endlich können sie ihre Arbeitsplätze nach ihren Sachen absuchen.

Zichy schaut auf seine Uhr, die er in der Hosentasche bei sich trägt. Vier Stunden haben sie im Dunkeln zugebracht. Die Helligkeit tut gut, aber sie dürfen nicht zulange brennen, das Licht werden sie noch oft brauchen. 50 Meter! Das kann Tage dauern bis die Rettungsmannschaft sie erreicht. Zehn Minuten vor elf ist es also, jetzt wäre er schon längst bei Frau und Kindern. Die Ausfahrt ist um zehn Uhr. „Lieber Gott, laß mich Frau und Kinder wiedersehen!" entfährt es Zichy, aber sofort gibt er sich einen kräftigen Ruck. Was sagte er da? Nur nichts merken lassen. Unwillig fährt er seinen Nebenmann Paul Breuer an. „Was starrst du so blöde den Stempel an? Suche lieber deine Sachen da drüben, ich rieche sie bis hierher. Du hast schon wieder Schnaps in deine Kaffeekanne gefüllt. Petroleum wäre mir lieber gewesen; dein Hemd dazu als Docht, das wäre ein feines Licht."

„Laß man, Zichy, der Stempel ist nicht schlecht", antwortet nachdenklich Breuer. „Wenn es ganz schlimm wird, dann hänge ich mich daran auf."

Zichy ist gereizt. „Jawohl, aber vorher werde ich dich solange in den Hintern treten, daß du den Stempel für einen Christbaum ansiehst, und der ist nicht zum Aufhängen da. Hilf mir jetzt lieber die Leitung freilegen, wir müssen Klopfzeichen geben."

„Ja sofort!" Breuer sucht seinen Arbeitsplatz auf und findet seine Jacke. Die Emaillekanne in der Tasche hat keinen Schaden gelitten. Breuer genehmigt einen Schluck und stellt sich dann an die Leitung. „Guter Korn, Leute, aber die anderen sollen auch etwas davon haben, ich teile genau ein. Und hier die Brotränften, das ist ein Paket, was? Ja, ja, die Alte schreit immer, ich fresse sie allein am Brot bankrott. Leute, ich habe doch eine gute Frau. Sie wird nicht wieder brummen, daß ich immer ein halbes Brot zur Schicht nehme. Ein halbes Brot, Leute, das kommt jetzt zu paß! Ich habe eine gute Frau, aber schlimm, das erst jetzt zu wissen, so kurz vor der Hölle. Ich war schlecht zu ihr, immer Krach wegen dem verfluchten Schnaps. Wenn ich wieder rauskomme, dann werde ich ein ordentlicher Mensch. Jawohl, das werde ich, ich habe vor einer Stunde Gelübde getan. Vielleicht Quatsch sowas, ich weiß doch nicht, ob ich es halten werde. Aber was schwört man nicht alles, wenn der Berg über uns kommt!"

„Wenn du bereust, dann ist alles gut", antwortet der fromme Alois. „Reue!" schreit Paul zurück. „Was soll ich mit der Reue? Damit kann ich den Bruch nicht abschwindeln, mit keinem Scheinheiligenschein nicht!". Er hat unversehen seine Schwäche eingestanden und schämt sich jetzt. Um wieder als der starke Paul zu erscheinen, flucht er so unflätig, daß es den anderen gruselt.

Ach was, Zichy weiß, was mit Paul Breuer los ist. Breuer erwehrt sich seiner Angst. „Du bist ein Armloch, Paul", spricht er ihm begütigend zu.

„Weiß ich", sagt Breuer. Und jetzt reut ihn schon wieder das Fluchen. „Wer ist kein Armloch so kurz vor Schluß, wenn man nicht genau weiß, ob es eine Hölle gibt? Meine Frau betet zuviel, und da hat sie mich mit der Hölle angesteckt. Wenn es den Teufel gibt, dann werde ich von ihm bestimmt geholt. Das ist meine ganze Angst, Zichy."

Zichy muß jetzt wirklich grinsen. Breuer trinkt gewiß ein bißchen reichlich,

aber sonst ist er kein Deut schlechter und besser als die anderen. Jetzt weiß er wenigstens, daß Breuer sich nicht aufhängen wird.

„Ich weiß, was du denkst", fährt ihn Breuer an. „Wir müssen hier rauskommen, denn ich habe eine gute Frau, und das muß ich ihr sagen, sie weiß es nämlich nicht. Ich werde mich nicht aufhängen, da müßte ich gerade als Letzter übrig bleiben; aber solange halte ich's nicht aus, ich werde zuerst verhungern. Verflucht, aber wir kommen doch durch!"

Das ist doch klar. Kein Mensch zweifelt daran. Paul Breuer läßt sich nicht mehr beschämen. „Weg von der Leitung!" schreit er und stemmt einen Riesenbrocken. Er besitzt Kräfte für drei Mann.

Zichy schlägt den Rohrschlüssel an. Alles steht gespannt herum. Nichts, keine Antwort. Emil schlägt wütend seinen Kalthauer dazwischen. „Schlafen denn die Pierunjes da draußen im Stollen!"

Zichy dämpft die Aufregung. Die Leute können erst am Bremsberg sein, dort, wo es den jungen Stiller erwischt haben muß. Die Leitung kann verlagert sein, und das dämpft den Schlag. Er drückt Josef Weidner den Schlüssel in die Hand. „Du fängst an, wir lösen abwechselnd ab." Weidner versteht Morse, er war Signalgast auf dem „Großen Kurfürst" und kann den anderen den Taktschlag vormachen.

Jetzt vor Ort das Licht aus, verlangt Zichy. Karbid frißt Wasser, und sie werden es noch nötig brauchen. Die Lebensmittel sind eingeteilt, sparsam gestreckt reichen sie eine Woche. Flüssigkeit ist sehr knapp, sie haben nur drei halbgefüllte Kännchen ausfindig gemacht.

Wieder hocken sie im Dunkeln und lauschen auf den Takt der Klopfzeichen. Josef Weidner ist seiner eintönigen Morsetelegraphie überdrüssig oder müde geworden. „Geht die Karoline nach dem schönen Gogolin . . ." Verrückt! Weidner erlaubt sich einen Scherz und hämmert die Melodie dieser lustigen Legende. Oder kommt es ihnen nur so vor? Es paßt aber, wenn sie den Takt mitsummen, die Melodie ist so abgehackt.

Kowalski hat noch vier Zigaretten. Er will sie auslosen. Nein, sparen, immer einen Zug reihum. Wer zwei Züge macht — das merkt man am Aufglimmen — kriegt ein Stück Kohle ins Kreuz. Nur der kleine Paul darf zwei Züge machen, denn er hat große Schmerzen. Das Bein ist zwar geschient, aber sie haben kein Wasser für Umschläge.

Wo sind die anderen? Stanislaus, Max, Ignatz und wie sie alle heißen? Prohaska meint, der Max müßte dort liegen, wo er selbst gefunden worden ist. Max hat fürchterlich geschrien, die Ohren klingen ihm jetzt noch davon. Ein ganzer Giebel ist über sie gestürzt, vielleicht 100 Zentner! Dann ist ja Max zu Mus zerquetscht, bemängeln die anderen den Hinweis. Nicht ganz richtig, korrigiert Prohaska. Die zerbrochenen Stempel hängen ja kreuz und quer, Max wird im Holz gesteckt haben. Stanislaus kann auch nicht weit davon sein. Wer hat ihn zuletzt gesehen? Alois erinnert sich. Sie haben zusammen den First nachreißen wollen. Alois hat den Kalthauer geholt, und das war seine Rettung. Auf dem Wege nach dem Werkzeug ging die Wand zu Bruch. Sie könnten eigentlich mal nachsehen. Zichy soll das Licht anstecken. Ihn jammert das Wasser, aber er muß folgen.

Jetzt suchen sie planmäßig, die Verwirrung ist überstanden. Ist dort nicht ein Fetzen zu sehen? Ja, ein Ärmel. Vorsicht, das Holz gibt nach. Sie mühen sich lange ab, aber die Brocken sind zu schwer. Sie haben auch kein Gezähe zum Abräumen. Es knistert verdächtig, die Strecke schwebt noch ungewiß. Nichts zu machen, am Ende ist kein Mensch darunter, nur eine Jacke. Man sieht nicht gut, das Gestänge macht zuviel Schatten. Sie rufen, horchen; es stöhnt nicht mehr. Wenn schon ein Mensch darunter ist, dann ist er mausetot.

Bedrückt kriechen sie wieder an ihren alten Platz. Wenn er bloß nicht riecht später, warnt Kowalski. Kriegserinnerung taucht unangenehm auf. Paul Breuer wird ihm sein Schnapskännchen borgen, später, wenn es ausgetrunken ist. Man riecht den Schnaps noch lange nach, also immer die Nase reingehalten.

Alois soll vom Kriege erzählen. Sie müssen sich unterhalten, da vergeht die Zeit. Alois erzählt: Von der Somme und vom Kemmelberg, auch in Flandern

ist er gewesen. Eine fliegende Division kam überall hin, erläutert er. Und was hat er nicht alles ausgestanden! In der Tankschlacht an der Römerstraße zum Beispiel. Alois erzählt und die Zeit vergeht.

Wie geschickt er lügen kann, denken die Kameraden. Trotzdem, sie möchten noch mehr hören. Die andern sind alle viel jünger und haben vom Kriege nur die Lebensmittelkarten in Erinnerung.

Aber ist das hier nicht auch ein Krieg? Tod, wie bist du uns nahe! Und Wunden? Wer hat sie nicht schon gepflegt im Knappschaftslazarett! Narben weist jeder auf. Vom fallenden Gestein geschlagen, vom Puffer gequetscht, von der Trommel gerissen, in der Seilbahn gestaucht; dann Schlechtwetter geschluckt, Staub gefressen; immer eine Fuhre Mist auf der Lunge. So ist es ihnen bis auf den heutigen Tag gegangen. Jetzt hocken sie in einem eingebrochenen Stollen wie die Kameraden von Flandern, vom Kemmelberg und von den Vogesen. Sie warten, warten bis sich ihr Geschick erfüllt, so oder so. Rasselt nicht der Atem der Verletzten? Du lieber Gott! Wie ähnlich doch ihr Schicksal ist. Der Bergmann kämpft auf dem Schlachtfeld der Arbeit immer in vorderster Front. Die Augen werden feucht. Nur kein Licht jetzt, sie müßten sich ja schämen.

Josef Weidner ist aus dem Takt gekommen, und dann hört man ihn auf einmal gar nicht mehr. Hat er sich endlich die Seele aus dem Leibe geklopft? Paul Breuer geht nachsehen.

„Josef!" Keine Antwort. Breuer holt die Lampe, er kann ihn nicht finden. Weit kann er nicht sein, das Gefängnis ist nicht groß. Dort zwischen den Trümmern vielleicht, wo die eingebrochene Strecke einen Abhang gebildet hat. Jetzt hört Breuer eifriges Scharren, heftiges Flüstern, und dann sieht er Josef am Abhang in rasender Tätigkeit. Wildes Tier, Körper gefällt, die Lippen bibbern unflätige Schimpfworte, so geht Josef Weidner den „Feind" an. Jetzt hascht er nach dem Lichtkegel am Abhang.

„Josef!" Er hört nicht. Breuer nimmt ihn in die Arme und erstickt den Widerstand durch überlegene Kraft. Der Körper sackt in die Knie. Ausgetobt! Breuer ladet sich den Bewußtlosen auf und kriecht mit ihm zum Schlafplatz.

Schlimm. Auf den Josef Weidner werden sie aufpassen müssen. Lieber Gott, bewahre uns vor dem Verrücktwerden, der Weidner ist es schon. Zichy schaut auf die Uhr. Neun Stunden hat Weidner geklopft, da ist er eben ungeduldig geworden. Was weiter, das kann jedem passieren. Eine vorübergehende Störung.

Du kannst uns viel erzählen, denken die anderen. Störung im Gehirn, das ist nicht mit guten Worten zu heilen. Aber der Krampf läßt nach, Weidner schnarcht, und das beruhigt sie sehr. Ein Mensch, der so schnarcht, der ist bestimmt gesund.

Ein Mann soll wach bleiben, bestimmt Zichy. Wieso? Sie verspüren keine Lust zum Schlafen. Wer geht jetzt Klopfen? Emil meldet sich freiwillig. „Aber keine neun Stunden!" ruft Breuer hinter ihm her. „Keine Angst, ich werde nicht verrückt!" Der Junge hat 'ne leichte Grütze, bestätigt Breuer anerkennend. Das ist gut hier.

Die Rettungskolonne muß jetzt längst die Strecke angefahren haben, meint Zichy. Er erläutert den Kameraden die Lage mit soviel Sachkenntnis, daß kein Zweifel übrig bleibt. Gleich wird die Stimmung besser. Der Steiger könnte sich von Zichys Kenntnis eine Scheibe abschneiden, denken sie alle. Aber erzählen wir weiter. Sie kommen zwangsläufig auf ihre Angehörigen zu sprechen. Einer trumpft den anderen auf, sie haben alle tüchtige Frauen und schöne Kinder.

Zichy! Wo steckt denn der Kerl? Zichy geistert im Stollen und tastet in der Dunkelheit die Umgebung ab. Vielleicht liegt irgendwo noch Eßbares oder gar eine Kaffeekanne. Er hat es bei den Kameraden nicht ausgehalten. Ihre Erzählersorglosigkeit greift ihn an, denn um seinen Mut ist es nicht gut bestellt. Fünfzig Meter Bruch, und das Gebirge ist noch immer unruhig! Diese Sorgen sind nicht leicht zu bannen.

„Zichy!"

„Ja, ich komme schon!" Die Kameraden möchten gern etwas essen und sie wissen nicht, wieviel jedem zusteht, das hat Zichy ausgerechnet. Trinken möchten sie auch ganz gern. Ob sie denn wirklich

Durst hätten, wagt Zichy einzuwenden. Es sind knapp zwei Liter für sieben Mann einzuteilen, und die Rettung kann einige Zeit dauern.

Ja, wenn die Sache so aussieht, dann haben sie augenblicklich keinen Durst. Es ist ihnen nur so eingefallen, aus alter Gewohnheit, weil es ziemlich heiß hier unten ist. Den beiden Kranken könnte man aber einen halben Deckel abgeben.

II.

24 Stunden schon geht die Rettungskolonne den Berg an. Ohne Schonung, jeder gibt her, was er kann. Alle Stunden wird abgelöst. Die ausgepumpten Leute erholen sich im Füllort, das ist der Ausfallraum zur eingebrochenen Strecke.

Fertigmachen! Der Rettungsführer kommt aus dem Brechpunkt und meldet die Ablösung. Erschöpfte Leute taumeln aus der Förderstrecke und nehmen die Plätze der ausgeruhten Mannschaft ein.

Der Rettungsführer erläutert die augenblickliche Lage. Die Strecke sieht wüst aus. Kaum vier Meter sind sie in den 24 Stunden vorwärtsgekommen, das Balkengewirr hält zu sehr auf. Eine neue Stoßstrecke muß angefahren und parallel zum Einsturzfeld vorwärtsgetrieben werden. Die Leute nicken, diese Notwendigkeit ist ihnen längst klar geworden.

Der Steiger entläßt die ausgeruhte Mannschaft mit der Mahnung, Vorsicht zu üben. Die Mahnung ist aber mehr an den jungen Prohaska gerichtet, der seinen Leuten ein bedenkliches Beispiel gibt. Der Junge achtet die Gefahr für nichts und geht den Berg mit Verzweiflungsmut an. Man kann es verstehen, denn sein Bruder befindet sich unter den vermißten Kameraden. Der kleine Paul ist es.

„Die Strecke schwebt ungewiß, also Vorsicht, Prohaska!“ Der Steiger redet den Burschen jetzt direkt an, das verbissene Gesicht beunruhigt ihn. Er wird dem Kerl deutlich die Meinung sagen, kalt und schneidend, einem Befehl gleich. „Prohaska, wenn eine Schweinerei vorkommt, dann nehme ich dir das Abteilungskommando, und vielleicht schmeiß ich dich ganz aus der Mannschaft raus!“

Prohaska schaut finster in die unerbitterlichen Augen des Rettungsführers und verkneift gerade noch eine gehässige Antwort. Das ist seine erste Disziplinprobe als Truppführer einer Rettungsmannschaft. Die junge Wut verebbt unter den kalten Augen des Führers. „Geht in Ordnung, Herr Steiger. Ich führe eine Abteilung, und da darf es keinen Bruder für mich geben.“

Der Steiger reicht ihm die Hand. „Du hast mich gut verstanden, Prohaska. Also los!“

Jetzt wird der neue Suchstollen angesetzt. Seitwärts drei Meter tief in die Kohle und dann wieder zurück in die Gerade neben den Feldsturz. Es kann Tage dauern, bis sie an die Unglücksstelle herankommen. 40 Meter sind noch vorzutreiben. Am ersten Tag schaffen sie fünf Meter, am zweiten aber bereits zwölf Meter. Wenn keine weiteren Deckeneinbrüche folgen, dann können sie . . . schriller Pfiff vom Beobachtungsposten! Herrgott, den Prohaska hätte es beinahe erwischt! Mit der Staubwolke zugleich schießt er aus dem Loch und fällt lang auf die Sohle. Sie heben ihn hoch. Was passiert? Prohaska tastet seine Knochen ab. Nein, das nicht! Er heult vor Wut, jetzt können sie wieder von vorn anfangen. Das war der dritte Einsturz im neuen Stollen. Er brüllt: „Eiserne Kappen her!“

Die Strecke wird durch Eisenkappen gestützt. Das hält auf, aber die Mannschaft kann jetzt sicherer arbeiten.

III.

Zichy saugt an dem Eisen der Preßluftleitung. Der Wärmeniederschlag an dem kalten Rohr kühlt die brennenden Lippen. „Wasser!“ jammert eine Stimme im Dunkeln. Zichy fühlt Verantwortung, aber wie soll er den Mann trösten?

Verdursten ist kein guter Tod. Die Erschlagenen sind noch am besten weggekommen.

„Wasser!“ Zichy kriecht zu dem Jammernden. Der Mann ist nicht mehr recht bei Verstande und phantasiert schon seit vielen Stunden. Zichy tröstet ihn mit einer Wahnvorstellung. „Du hast doch eben eine Flasche Bier getrunken, Richard.“

„Bier? Ach ja, mit Veroni zusammen. Gut, Zichy, ich werde später noch eine

Flasche bestellen. Zichy ist über seinen Erfolgt gerührt. „Willst du einen Priem, Richard?"

„Ja". Zichy schiebt ihm den Priem in den Mund, fühlt aber, daß der Brocken wieder rausfällt. Die Zunge ist zu matt, den Priem zu bewegen. Schlaf jetzt, Richard."

Richard möchte gerne schlafen, aber das Bett ist nicht gemacht, klagt er. „Es ist gemacht. Hier, Richard." Zichy schiebt Kaluza eine Jacke unter den Kopf. „Schlaf, mein Junge."

Kaluza schläft wirklich ein. Zichy ist beruhigt. Aus diesem Schlaf wird der Kamerad nicht mehr aufwachen. Er brennt ein Holz an und schaut auf die Uhr. Der sechste Tag ist angebrochen. Mit einem Fäustel kerbt Zichy den Balken neben sich. Alle 24 Stunden ein Hieb in den Balken. Zichy döst wieder vor sich hin. Man hat sich nichts mehr zu sagen, die Kameraden liegen hingestreckt und atmen kaum, nur hin und wieder stöhnt einer leise auf. Der Durst quält unbarmherzig. Zichy spitzt auf einmal seine Ohren. Er spürt Bewegung, jemand streift seine Füße und schiebt sich schlängelnd vorwärts. Zichy ahnt das Attentat und kriecht hinterher. In der Lampe ist noch ein Tropfen Wasser, und Paul Breuer hat davon gesprochen.

Sie ringen erbittert am Lampenversteck. Breuer ist stärker und zwingt den Gegner auf den Rücken. Zichy klagt erbittert an: „Du bist schuld, Paul, wenn uns die Rettungskolonne nicht findet. Wir brauchen das Licht für den Durchstoß. Wir müssen doch dabei helfen, sonst schlagen sie uns die falsche Seite an. Beim Durchstoß müssen wir dabei sein."

„Ach so! Warum hast du das nicht gleich gesagt?" Paul Breuer wirft sich auf die Sohle und heult. „Ich bin ein Schwein!"

Zichy beruhigt ihn. „Willst du einen Priem?"

„Nichts will ich!" jammert der starke Paul Breuer. „Ich werde mich aufhängen!"

„Das geht doch nicht, Paul; was wird denn deine Frau dazu sagen?"

Richtig, die Frau. Erinnerung kommt rechtzeitig. „Also, gib schon den Priem, Alfred." Breuer streckt die Hand aus und faßt ins Leere. „Herrgott, wo steckst du denn? Alfred, halloh Alfred!" Breuer tastet beunruhigt den Platz ab und faßt Zichys Körper, der still und ohne Bewegung daliegt. „Tot!" Breuer brüllt seine Angst heraus. Zichy wird von dem Gebrüll wieder wach, ein Schwächeanfall hat ihn hingestreckt. Er nimmt seine ganze Energie zusammen und richtet sich auf.

„Was schreist du denn so? Ich habe doch nur nach Klopfzeichen gehorcht."

„Meinst du?" fragt Breuer zweifelnd.

„Jawohl, ich habe Klopfzeichen gehört."

„Oh verflucht, dann aber los!" Paul Breuer greift den erstbesten Kohlenbrocken und zerklopft ihn an der Leitung, greift wieder und klopft und klopft. Er wird sich jetzt die Seele aus dem Leibe klopfen.

Zichy läßt sich wieder fallen und träumt eine glückliche Stunde. Die übliche Heimkehr von der Schicht. Die Frau hat Rauchfleisch mit Kren gekocht und tafelt sein Lieblingsessen auf.

Der rasende Breuer weckt den alten Krieger Alois aus seinem Dämmerzustand. Hölle an der Somme — — das stinkt ja ganz entsetzlich. Nicht auszuhalten — — so eine Schweinerei! Wenn sie schon keinen Chlor haben, dann soll man die Leichen wenigstens ein bißchen einerden. Alois krümelt im verbissenen Trotz sein Gesicht. Egal, er kriecht aus der Stellung. Dorthin, wo er den Ärmel gesehen hat. Kinder, wie ist der Boden hier zertrommelt! Man haut sich im Finstern die Knochen kaputt.

Tak — tak — tak — taktaktaktaktaktak — — ein Maschinengewehr! Achtung, von der Flanke feuern sie! Verfluchte Hunde, ich kriege euch schon! Breuer fühlt sich im Rücken umklammert und befreit sich mit einem energischen Ruck. „Was ist los?"

„Ich habe ihn! Ich habe ihn! Hierher, Leute!" Alois rafft sich zu einem neuen Angriff auf. Breuer schlägt grob zu. „Verdammtes Aas, wirst du mich klopfen lassen! Horch lieber, ob die Rettungsmannschaft schon antwortet."

„Ach so — — !" Alois besinnt sich wieder. Wo hat er nur seine Gedanken gehabt? Das ist ja Paul Breuer. Er ent-

schuldigt sich. „Es ist doch so finster hier, Paul. Ich dachte, du wärst das feindliche Maschinengewehr. Gib das Licht her!"

„Geht nicht, Alois. Das Licht brauchen wir für den Durchstoß."

Durchstoß? Alois versinkt wieder in seine Kriegervorstellung. „Aber wir müssen doch die Leichen beerdigen", klagt er.

Breuer selbst ist auch nur bei halbem Verstande. „Ist er schon tot?" fragte er und meint den verletzten Prohaska.

„Nu freilich doch, vorn bei dem Graben, und Chlor haben wir nicht."

„Na, dann gut, aber den Zichy laß liegen, der ist nicht tot. Hier hast du die Lampe."

Alois kriecht mit der Lampe fort. Breuer hämmert stumpfsinnig weiter. Alois muß brechen. Wie das stinkt! Aber weiter, hier liegen sie. Da ist schon wieder das verfluchte Maschinengewehr mit seinem Taktaktaktak.. Vorsicht, erst das Licht abdecken, nur kein Ziel geben. Wo hat er nur den Spaten gelassen? Na, es geht auch so, die Erde ist locker. „Der wird nicht mehr stinken", stellt er befriedigt fest. (Er hat einen Balken mit Kohlenschutt eingedeckt.) Den irren Alois verlassen jetzt die Kräfte. Vollständig ausgepumpt schmeißt er sich auf die Sohle und starrt zur Decke hinauf. Er ist mit seinem Werk zufrieden.

Erinnerung tropft langsam in sein Gehirn. Neuer Eindruck gewinnt Gestalt. Das ist doch ihr Arbeitsstollen! Hier ganz in der Nähe muß sein Freund Stanislaus liegen. Das war sein Ärmel, er hatte ihn genau erkannt.

„Stanislaus!" Horch, antwortet es nicht? „Stanek!" Die Freude reißt Alois hoch. Er stürzt in das Balkengewirr und zwängt sich bei der abfallenden Strecke immer tiefer hinunter. „Stanek!" Du lieber Gott, da liegt sein Freund! Was für ein Anblick! Nur der Kopf schaut heraus, ein Kopf, der noch lebt. Er stützt dem Freunde das Kinn und schaut in brechende Augen. „Stanek!" Alois bildet sich ein, Antwort zu hören.

„Grüß meine Frau und die Kinder." — Das waren seine letzten Worte, erzählte Alois später. Halluzination oder Wirklichkeit? Es konnte nicht bewiesen werden.

Zichy geht dem Licht nach und findet Alois hilflos im Balkengewirr eingeklemmt. Das trockne Schluchzen geht Zichy an die Nieren. Es kann schon etwas Wahres daran sein, meinte er später zu Alois Behauptung. Die Rettungskolonne hatte Stanislaus wirklich dort gefunden. Der Arzt sagte zwar, Stanislaus wäre gleich tot gewesen, aber wer weiß. Man will es nicht gern wahrhaben, daß der arme Mensch sich sechs Tage hilflos quälen mußte.

IV.

Die Rettungsmannschaft ist bereits so nahe an die Unglücksstelle herangekommen, daß die Gefahr eines neuen Gebirgsschlags wieder akut wird. Man sichert Depots für Leute, die bei der Arbeit abgesprengt werden könnten. Decken, Lichte, Werkzeug, Lebensmittel, Getränke und Verbandszeug; es soll ihnen an nichts fehlen.

Bei den zwei Häuern vorn sitzt der Rettungsführer und horcht gespannt auf verdächtige Geräusche — und auf Klopfzeichen. Die Kohle geht jetzt leicht, man kann sie gut hacken. Jetzt die Maschine her! Die Bohrspindel könnte eigentlich schon durchkommen.

Die Förderleute kommen mit ihren Karren zurück. Wieviel Haufen noch? Höchstens drei, schätzt Prohaska. Schweigend machen sich die Förderleute an die Arbeit.

Der Horchposten springt auf. „Ruhe! Weg von der Wand!" Tak — tak — tak — tak — — —

Die Leute sehen sich entgeistert an. Herrgott, das ist doch — — —! Sie leben! Unfaßbar dieses Glück. Freudentaumel packt die Leute. Sie brüllen, toben und tanzen vor Ort. Kinder, die nach langer Stubenhaft auf die Straße stürzen, gebärden sich so. Ein Fördermann greift die Grubenlampe und rennt, wild die Lampe schwingend, in den Füllort. Sie leben! Am Telephonstand vorbei in den Hauptstollen. Sie leben! Wo der Ruf gehört wird, steht die Arbeit still. Bergwerk feiert.

Der Ruf erreicht den Tag und springt in das wartende Volk vor dem Zechentor. Aus allen Häusern stürzen jetzt Leute auf die Straße. Bergstadt in Aufruhr. Ein Wunder ist geschehen. Sie leben!

V.

Zwei alte Bergleute treffen sich in der Waschkaue. Es sind Väter, die sechs Tage lang auf das Wiederkommen ihrer Söhne gewartet haben. Sie sind ganz allein in der großen Halle. Die anderen Leute haben sich zur Förderbahn verlaufen. Was sollen die Alten draußen warten? Bis die Geretteten heraufkommen, kann noch eine gute Zeit vergehen. Und hier ist es warm, das tut ihren Gichtknochen gut. Es ist auch noch nicht heraus, wer eigentlich gerettet ist.

Der eine Greis verkriecht sich in die weite Joppe, die er von seinem Sohn aufträgt. Der andere Alte mustert ihn von der Seite. „Freust du dich nicht, Perlick?"

„Warum sollte ich mich freuen?" antwortet der Greis. „Mein Junge ist nicht unter den Geretteten. Ich habe vom Skarbnik geträumt und genau zugesehen, wie der Berggeist ein paar Namen von der Gedingeliste gestrichen hat. Fördermann Franz Perlick — Strich."

Der andere nickt bedächtig, ja — dann allerdings. Aber er will doch trösten. „Ich habe oft vom Berggeist geträumt und nichts ist nachher passiert", sagte er.

Der alte Perlick ist nur noch ein Kleiderbündel. Prohaska (es ist der Vater der beiden Brüder) rüttelt den Alten hoch. Sie könnten ja an die Heizung gehen, wenn ihn so friert. Der helle Tag draußen, und sie reden vom Berggeist! Warum an Gottes Barmherzigkeit zweifeln?

„Franz hat Zeichen gegeben", murmelt der alte Perlick. Die Tür ist aufgegangen von ganz allein, die Petroleumlampe hat geflackert, schwefelgelb und dann ganz rot wie eine Geisterzunge. Kurz darauf haben die Sirenen geheult.

Armer Perlick! Prohaska kann wieder nur zustimmend nicken. Das sind uralte Zeichen, so melden sich die Toten.

VI.

Durch! Die Bohrspindel knattert ins Leere. Im Nu wird das Loch zum Durchschlupf erweitert. Der junge Prohaska schlüpft als erster durch, dann folgen die anderen. Die Aufsicht muß eingreifen. Zurück! Es sind genug Leute drin. Warum noch mehr Leben aufs Spiel setzen! Seht ihr denn nicht die grauenhafte Verwüstung in dem zerschlagenen Feld?

Die Zurückgebliebenen warten eine bange Zeit. Endlich kommt das Licht zurück. Gefunden? Ja, den ersten Mann. Es ist der treue Paul Breuer, der sich die Seele aus dem Leibe geklopft hat. Über die Leitung zusammengebrochen, haben sie ihn gefunden. Jetzt kommt Prohaska mit dem kleinen Paul an. Er trägt seinen Bruder in den Armen zur Verbandsstelle, streifige Bahn ziehen die Tränen in seinem verschmutzten Gesicht. Der Junge ist bewußtlos und der Bruder hält ihn für tot. Der Arzt hat aber bereits Breuer aufgeweckt und macht sich jetzt an den kleinen Paul heran. Der geübte Griff nach der Schlagader gibt bereits Beruhigung. Prohaska weiß gar nichts darauf zu erwidern, starrt entgeistert den Arzt an und macht dann eine schleunige Kehrtwendung. Dann ist ja die Sache in Ordnung, denkt er, und jetzt müssen wir die anderen herausholen. Im eiligen Trab wischt er sich die Tränen aus.

Zichy wird als Letzter geborgen. Er hat noch die meiste Kraft und kann warten, hatte er den Rettungsleuten versichert.

VII.

Vater Prohaska horcht zum Fenster hinüber. „Perlick, sie kommen!" Perlick nimmt keine Notiz. Aber jetzt wird das Tor aufgestoßen und die Geretteten werden hereingetragen. Menschen drängen nach und hindern Prohaska an die Bahren heranzukommen. Aus den Zurufen erfährt er, daß sein Sohn sich unter den Geretteten befindet.

„Und Franz Perlick nicht?" fragt er.

„Nein!"

Prohaska faßt den alten Perlick unter. „Komm, wir wollen jetzt nach Hause gehen."

Am Zechenhaus erinnert sich Prohaska, daß eigentlich noch ein Dankgebet zu verrichten wäre. Die Barbarakapelle ist offen und leer. Die Bittfrauen sind alle in die Waschkaue gelaufen.

Der Barbara-Altar ist in Kerzenlicht getaucht. Die Heilige strahlt Prohaska an, dem Perlick lächelt sie nicht, aber dem anderen Beispiel gehorsam kniet er vor

ihrem Bilde; doch anschauen mag er die Heilige nicht. Prohaska muß ihm nach dem Dankgebet aufhelfen, so versunken klebt der Alte an der Erde.

Sie schreiten aus dem Zechentor. Das neugierige Volk verstummt beim Anblick der beiden Alten. Achtungsvoll rücken die Menschen zur Seite. Zwei einsame Greise schreiten durch die Gasse. Die Trauer um sieben Mann. Von vierzehn sind sieben geblieben. Das Volk weiß es bereits und schaut lange den beiden Alten nach.

Erster Werktag der Arbeitslosen

Die Räder schwingen und singen
Und Hämmer klingen darein;
Viel irrende Funken springen
Hernieder mit rotem Schein.

Wir schaffen schweigend und sehen
Uns manchmal verstohlen an
Und können es kaum verstehn,
Daß wieder der Tag begann.

Die Flügel der Arbeit rauschen,
Das zittert und stampft und schreit . . .
Wir stehn wie Kinder und lauschen
Den Stimmen der neuen Zeit.

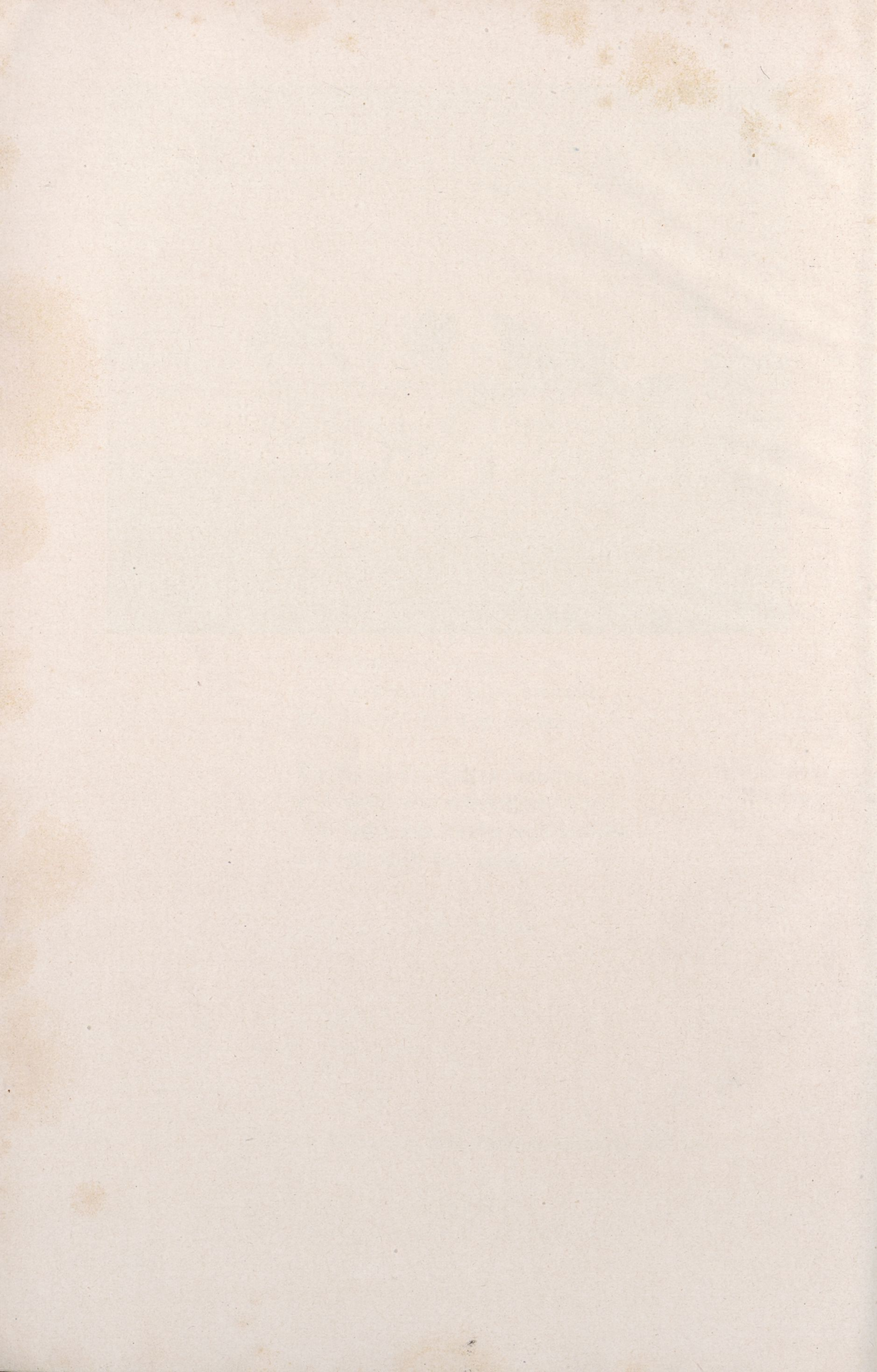
Fritz Woike

Der Arbeiterdichter Fritz Woike ist gebürtiger Schlesier.



Pflügende

Ölgemälde von Eugen Köppler



Die Botschaft

Erzählung von Ruth Storm

In den weiten Wäldern hing dichter Nebel. Es rieselte im Geäst. Zwei Reiter brachen vorsichtig durch das dürre Unterholz.

„Wir müssen uns südwestlicher halten", sagte der eine und schaute sich nach allen Seiten um. Aber die Wipfel der Bäume, die der Wind auseinanderwühlte, und ringsum die dunstige Gräue ließen nicht erkennen, wo sich der Tag zur Ruhe begab.

„Halt an!"

Der erste verhielt darauf sein Pferd, einen mächtigen Brabanterhengst, nußbraun von Farbe mit honiggelber Mähne. Der andere Reiter strebte an ihm vorbei. Durch Himbeergestrüpp und dürre Farne, unter denen erstes Keimen drängte, bahnte er sich den Weg zu einer kleinen Lichtung. Das satte Grün einer Wiese leuchtete durch die naßschwarzen Stämme.

Der Nebel hob sich und ging in feinen Regen über. Mit lebhaftem Ohrenspiel hob der zurückbleibende gelbe Hengst den Kopf steil in die Höhe und wieherte seinem Stallgefährten verhalten nach. Sein Reiter zupfte unter begütigendem Murmeln Kletten, Reisig und Tannennadeln aus der langen Mähne des Rosses.

Nun hatte der andere die Wiese erreicht. Er trabte frei über den weichen federnden Boden, dann zog er die Zügel an und verharrte kurz. Mit fromm erschlossenem Blick sah er in den niedrigen Himmel über sich. Die Kapuze, die tief in seine Stirn gezogen war, glitt langsam rückwärts über seidiges glattes Haar.

Das Pferd stampfte und zerrte am Zügel, um von dem taufrischen Gras zu naschen; kleiner und fester gebaut als der Gelbe, mit einem silbrigen Glanz über der blanken Kruppe, schimmerte sein Fell rot wie Eichenlaub im Herbst.

„Stephan!"

Leise rief es der Reiter zurück, aber doch hörbar für den Wartenden, der sogleich anritt und an seine Seite trat.

„Dort liegt Westen." Der Reiter hob seinen Arm und deutete nach der Richtung, aus der sie eben gekommen waren. „Wir haben uns geirrt, Stephan."

Wieder schaute der Reiter nach oben. Die Kapuze war nun ganz nach hinten geglitten, der edelgeformte Kopf einer alten Frau wurde erkennbar.

„Wie es die Frau Herzogin sagt, so wird es sein", erwiderte ihr Begleiter ehrfurchtsvoll und sprang aus dem Sattel.

Die Nacht senkte sich über den Wald. Aus Decken, Mänteln und den beiden Sätteln bereitete der Knecht ein Lager. Der Wind hatte sich gelegt. Leise nur schwankten die Wipfel, ab und zu knackte ein dürrer Ast unter dem Tritt eines Tieres.

Die Frau starrte in den Himmel, aus dem kein Stern hervorbrach. Zu ihrem Haupte saß der Knecht, eingehüllt in seinen Mantel, aus Ästen und Blättern ein kleines Feuer entzündend. Das sanfte Geräusch der grasenden Pferde drang wie Schlummergesang an ihr Ohr.

So verstrich Stunde um Stunde. Einmal nur sagte die Frau: „Ihr habt es mir nicht sagen wollen — aber ich weiß es wohl — er ist tot." Danach war es still. Auch die Pferde hatten sich niedergelegt. Und Stephan der Knecht ließ das Feuerchen sterben.

Nun lag die Nacht wie ein schwarzes Tuch über dem Wald. Über seinen Kronen raunte ewiger Wind. Herrin und Knecht schliefen nicht, strömten doch aus dem weiten Herz der Landschaft ihnen innere Gesichte entgegen. In dem Äther

schwangen die Stimmen der Welt. Und die Herzogin nahm sie auf, wie Luft durch die Saiten eines Instrumentes streicht, es leise zum Schwingen bringt.

„Ihr sagt, wir haben die Schlacht verloren, Ihr sprachet von zwanzigtausend Toten und mehr — aber — vielleicht haben wir etwas Besseres vollbracht — den Feind aufgehalten."

Den Feind aufgehalten — —

Seltsames Wort, das der Knecht nicht begriff. Es stand zwischen ihnen bis zum Morgengrauen. Sie schüttelten sich den Tau aus den Kleidern, zäumten die Hengste auf, um weiterzureiten. Als Stephan der Herrin seine rissigen Hände entgegenhielt, damit ihr kleiner Fuß Stand hatte, um sich in den Sattel zu schwingen, fragte er von unten zu ihr aufschauend, was die Frau Herzogin mit dem Aufhalten gemeint habe, das Land sei verwüstet, Breslau stünde in Flammen, tausende treue Söhne tränkten die Erde mit ihrem Blut. —

Sie sah lange in sein rundes kummervolles Gesicht, in die feuchtverschwommenen wasserblauen Äuglein, dann sagte sie über ihn hinwegblickend: „Auch hinter Wahlstatt liegt deutsches Land."

Stephan wurde klein und gebückt. Er fuhr mit seinem Handballen mehrmals über ihren staubigen verkrusteten Stiefel. Wie konnte er nur vergessen, daß die Fürstin weit von Südwesten, von Franken oder Bayern hergekommen war, wo ihre Wiege stand. Lang war es wohl her!

Aufgehalten? Ja, ja — auch wenn die Schlacht verloren ging, war wohl das Blut seiner drei Söhne und das des tapferen Fürsten Heinrich nicht umsonst geflossen — nicht umsonst!

Die Züge des Knechts hellten sich auf. Er nahm die Pelzmütze vom weißen Haar, senkte den Kopf und bewegte leise die Lippen. Vom Osten brach Sonne hervor. Und der Knecht erkannte, daß die Herrin recht gesprochen hatte, sie waren durch den gestrigen grauen Tag im Kreis herumgegangen und wieder gen Osten geritten.

Silhouettenscharf hoben sich die Spitzen der Tannen gegen den hellen Himmel. Die Pferde scharrten und schüttelten ihre Mähnen. So zogen sie weiter. Es dampfte von den nassen Stämmen. Die Sonnenstrahlen glitzerten in den Tropfen, die an Nadeln und dem ersten Grün der Zweige hingen. Zwischen dem feuchten Laub schimmerten am Boden Veilchen, Gräser und Moose.

Die Herzogin ritt voran, leicht über den breiten Hals ihres Pferdes gebeugt, mit der Hand herunterhängende Äste wehrend. Tau sprühte über sie hin. Es rieselte und quoll im Waldboden. Frühjahrsvoll rann der Bach zwischen den dunklen Fichten.

Freier wurde der Blick, der Wald lichtete sich auf. In dem Ernst der Nadelhölzer leuchtete das erste Grün von Eichen und Buchen. Ein getretener Pfad lag vor ihnen.

„Wir müssen dicht an Liegnitz sein", sagte Stephan.

Die Herzogin atmete tief. Wie steter Harfenklang lag das Jubelieren der Vögel über den Wäldern. Die fahlen Stämme der Buchen strebten zum Himmel. Säule an Säule, aus Gottes Hand mit dem Boden verwurzelt und in den Wipfeln ewiges Rauschen, seine Größe verkündend.

Sie stiegen ab. Stephan entnahm der schweren Ledertasche an seinem Lendengurt Brot, geräuchertes Fleisch und Hartkäse, aber die Herzogin verlangte nur nach einem Stück trockenem Brot. Bevor es der Knecht ihr gab, sprach sie ein Gebet, kurz und inbrünstig, dann brach sie langsam Brocken für Brocken. Um den Durst zu stillen, reichte er ihr einen Apfel nach.

Sie hielt ihn in der gewölbten Hand, ein schmerzliches Lächeln in den Mundwinkeln, fest und rosig lag er zwischen ihren weißen schlanken Fingern. In dem stillen Klostergarten von Trebnitz war er unter ihren Augen herangereift. Vor ihrem Fenster hatte er ihr in Sonne, Wind und Wetter auf schwankendem Ast entgegengeleuchtet. Es gab nur einen Apfelbaum dieser Art in dem Garten zu Trebnitz.

Eine Welt für sich schloß dieser Apfel ein. Sie umspannte ihn mit festem Griff, als müßte sie körperlich fühlen, daß der Ewige über ihr in jeglichem Dinge der Erde wohnte. Sie war wohl aufgebrochen aus der Stille ihrer Klostermauern, weil

ihre Blutspflicht sie rief; ihre letzte Aufgabe aber war diesem Ewigen zu dienen.

Auf dem langen beschwerlichen Ritt, wo sie weit nach Norden ausholten, um abgesprengten Kriegsscharen zu entgehen, war ihr klar geworden, daß Gott die Menschen aus zwei Stoffen geschaffen hatte. Aus der vergänglichen Erde, dem Staub, und dem ewigen Atemhauch seiner Seele, der allgegenwärtig über die Weite der Erde strömte. Diese beiden Dinge würden immer miteinander streiten in Höhe und Tiefe. Fromm sein jedoch war mehr als beten, fromm sein war leuchtendes Beispiel sein, fromm sein hieß stark sein gegen die Schwäche des Fleisches und doch Mensch dabei bleiben.

Sie brach den Apfel durch und hielt auf ihren flachen Handtellern den beiden Hengsten die Hälften entgegen.

Stephan sah es, und die Nahrung wurde fade in seinem Mund, er spie sie zur Seite. Hedwig, die Herzoginwitwe von Schlesien stand im Licht der Sonne zwischen den beiden Kreaturen wie eine Heilige.

Tage und Nächte waren sie geritten. Tage und Nächte hatten sie keinen Schlaf gehabt. Brot und Wabenhonig war der Herzogin Speise gewesen. Der fünfte Tag brach an, aber immer noch saß sie aufrecht im Sattel. Nur unter ihren dunklen blauen Augen wurde feiner Schatten sichtbar, und die Adern an den Schläfen traten bläulich schimmernd aus der Bläße ihres Antlitzes hervor.

Der Wald verebbte in Wiesen und Feldern, die aufgepflügt von den Heerscharen des Krieges waren. Huf an Huf hatten den Boden umgebrochen und mit dem Tod gedüngt. Krähenschwärme kreischten über die Ebene. In den tiefen Löchern und Kampfspuren stand Regenwasser in großen Lachen, der Himmel mit weißen Wolkenballen spiegelte sich friedlich darinnen.

Die Herzogin ritt quer über das Schlachtfeld, dicht an ihrer Seite Stephan, eine Kopflänge Abstand haltend. Und die Bauern und Kriegsknechte, die mit Aufräumen und Begraben beschäftigt waren, schauten beim Klang der herannahenden Hufschläge finster auf, bereit, beiden mit Schaufel und Hacke den Schädel zu spalten.

Aber als sie das stille weiße Antlitz der Frau gewahrten, deren Blick furchtlos in der Ferne hing, ließen sie ihre erhobenen Waffen sinken und sahen ihr nach wie eine Erscheinung.

„Ich sah das herzogliche Wappen auf der Satteldecke ihres Pferdes eingestickt", sagte ein alter Mann.

Das herzogliche Wappen?

Die Herzoginwitwe — die heilige Hedwig!

Es sprang über von einem zum anderen, wie eine Welle wogte es über die Weite des traurigen Feldes. Die Leute stiegen aus Löchern und Gräben und drängten ihr nach.

Der kleine rote Hengst spitzte die Ohren. Ein Zittern lief über seine Flanken, der Aufbruch der Menschen brachte Angst über ihn. Auch die Herzogin zitterte innerlich. Die graue lehmverkrustete Woge, die hinter ihr im Rollen war, forderte eine Haltung von ihr, an der sie still werden mußte.

Sie wandte das Pferd, und die Menge erstarrte erwartungsvoll vor ihr. Dicht aneinandergedrängt standen zerlumpte, beschmutzte Gestalten, Erde und Blut an den Händen. Die Fürstin sah mit großem Blick lange über sie hin, als suche sie in ihren Reihen die Siedler aus Sachsen, Franken und Bayern. Aber merkwürdig, sie erkannte in dieser großen gleichen Masse nicht die Wesenszüge des einzelnen Stammes heraus. Im gemeinsamen Kampf waren sie zu einer einheitlichen Volkheit zusammengeschmolzen.

Mit bebender Freude empfand das die Fürstin, und sie sagte, sich leicht aus dem Sattel hebend, mit fester Stimme, die bis zu dem Letzten drang: „Wenn wir auch unsere Söhne begraben müssen, so werden sie doch auferstehen in dem christlichen Glauben, in der deutschen Seele, die in Euch und Euren Kindern fortleben wird zum Lobe des Herrn, fremden östlichen Völkern zum Trotz."

Sie lenkte ihr Tier um und ritt im Schritt weiter. Die Männer sanken in die Knie, jeder von ihnen wußte, daß ihr eigener Sohn stumm und starr auf grünen Fichtenzweigen gebettet lag. Jeder von ihnen fühlte erschauernd, daß es an ihm selber lag, den Geist dieser Toten aufzuerwecken. Jeder fühlte aus ihren Wor-

ten die Botschaft an die eigene Kraft. Niemand hatte sie bisher aufgerichtet und angerufen, sie dürsteten danach — nun war ein Engel zu ihnen getreten.

Die stillen Mauern von Trebnitz waren gut zur Besinnung, aber nur aus der Tat schien der Segen Gottes zu strömen. Ein seltsamer Glanz trat in die Augen der Herzogin Hedwig. Sie war aufgebrochen, um ihrem eigenen Fleisch und Blut den letzten Dienst zu erweisen, aber etwas Großes war ihr dabei zuteil geworden.

Im Geist sah sie die Menge vor sich. Mann für Mann, die sie einst hergerufen hatte aus deutschen Landen, und die nun Bollwerk geworden waren für das innere Reich, für die deutsche Kultur.

Ein Reiter sprengte ihnen entgegen. Die Fürstin erkannte in ihm Isenbrand, einen Getreuen ihres Sohnes; einst weit her von der Küste der Ostsee kommend, war er in die Dienste Herzogs Heinrich II. von Schlesien getreten. Statt eines Panzers trug er einen Tuchkoller. Um seine lange schmale Stirn war weißes Linnen geschlungen, durch das Blut drang.

Die Herzogin reichte ihm die Hand. „Ich weiß alles“, sagte sie und unterbrach das Stammeln seiner schonenden Schilderung. „Und wie starb er?“

Isenbrand erstaunte vor ihrem gefaßten Blick, der fest auf ihn gerichtet war und vor dem nichts zu verbergen ging: „Rasch — die Mongolen haben ihm das Haupt abgeschlagen.“

Stephan zuckte zusammen und bekreuzigte sich. Einen kurzen Augenblick schloß die Fürstin die Augen: „Den Leib kann man wohl töten, Isenbrand, aber die Seele — die Seele nicht.“ Und dann nochmals sehr leise zu sich — wie eine tröstende Stärkung mutete es Isenbrand an, der es allein vernahm — „nein, die Seele nicht.“

„Führt mich zu ihm“, sagte sie nach einer Pause.

Isenbrand deutete auf eine moosbedeckte Hütte. Kriegsknechte hielten unbeweglich Wache davor. Sie stiegen von den Pferden. Aufrecht und tränenlos schritt die Fürstin von den beiden Männern gefolgt langsam voran. Und die Krieger, die ihnen begegneten, griffen mit schwieligen Händen vorsichtig nach dem Saum ihres staubigen Mantels, um ihn zu küssen.

Dicht vor dem Haus blieb sie stehen. „Laßt mich allein.“

Sie legte ihre zitternde Rechte auf die eisenschmiedete Klinke, zögernd fast. Eine Mutter, die unter Schmerzen gebar und nun unter Schmerzen Abschied nahm.

Sie zog die eichene Haustür auf, langsam und etwas gebückt. Ein nackter demütiger Mensch, wie er immer bleiben würde angesichts dieses ewigen „Stirb und Werde“.

Vorsichtig setzte sie Schritt für Schritt über die Schwelle. Die Zurückbleibenden sahen nur ihre geneigte Gestalt von dem großen dunklen Umhang sanft umhüllt.

Das Innere der Hütte nahm sie auf. Schwer fiel die Tür ins Schloß.

Niemand sah ihren Schmerz.

In der Tucheler Heide

Die Dunkelheit raunte ewigen Sang,
wir lauschten und schwiegen, wir beide.
Wir gingen langsam die Wege entlang
der spröden und einsamen Heide.

Der Tag wachte auf und wob übers Land
wacholdergewürfelte Seide,
es winkte des Nebels geisternde Hand
den Unhold in schwarz-grünem Kleide.

Dann tropfte das Blut. Die Sonne erstieg
die Höhe in brennendem Leide.
Das Kraut flammte auf und grüßte den Krieg
mit Tau und rotem Geschmeide —

das Kraut lachte auf im glitzernden Fest,
der Himmel verblaßte im Neide.
Da schlich sich der Tod ins rauchende Nest
und mähte mit singender Schneide.

Es flog eine Wolke in schwelender Glut,
wir sahen sie wehen, wir beide.
Und wußten: manch deutscher Rittersmann ruht
in der spröden und einsamen Heide.

Erich Post

Im Oktober 1939

Friedrich Albert Meyer

Daniel Gabriel Fahrenheit

„Das Thermometer beschäftigt jedermann, und wenn er schmachtet oder friert, so scheint er in gewissem Sinn beruhigt, wenn er sein Leiden nach Réaumur oder Fahrenheit dem Grade nach aussprechen kann."

Goethe schrieb diesen Satz in seinem Versuch einer Witterungslehre nieder und belegte damit die Volkstümlichkeit des Thermometers und auch die Fahrenheits.

Die Volkstümlichkeit des Thermometers ist seit Goethes Tagen so gestiegen, daß es heute beinahe zu den Dingen des täglichen Bedarfs gerechnet wird. Wer aber ist Fahrenheit? Als die Polen noch eifrig auf der Suche nach Zeugen für Großtaten der „polnischen Kultur" waren, beanspruchten sie ihn wie so viele andere große Deutsche als einen der Ihren, weil er gebürtiger Danziger war, logen das in die Welt wie die Behauptung, daß Danzig einmal polnisch gewesen sei, erzählten von ihrem Landsmann Fahrenheit mit dem gleichen Unrecht, wie von den Polen Coppernikus und Veit Stoß. Aber eines lehrt diese Paßfälschung der polnischen Propaganda — sie wußte, daß Fahrenheit eine wissenschaftliche Größe war, deren Bedeutung über die Grenzen Europas hinausging, denn mit kleineren Geistern gab sie sich, wie die Nachbarschaft von Coppernikus und Veit Stoß beweist, erst gar nicht ab.

Nun, Daniel Gabriel Fahrenheit war in Danzig als Sproß eines alten Danziger und Königsberger Ratsgeschlechts geboren, er war als Danziger und Abkomme einer bekannten ostpreußischen Familie Deutscher und wurde, als er ins Ausland ging, einer von den Auslandsdeutschen, die den deutschen Namen ehrenvoll in die Welt getragen haben.

Wenn ich nach dem Thermometer sehe, gleichgültig, ob es nach Celsius oder Réaumur in Grade geteilt ist — immer spricht Fahrenheit aus ihm an, der dieses Instrument erst wissenschaftlich zuverlässig machte, dem es als erstem gelang, übereinstimmende Thermometer herzustellen und es daher recht eigentlich begründete. Und jeder Deutsche muß es wissen und stolz darauf sein, daß das deutsche Danzig die Geburtsstadt des Thermometers ist.

Über seine wissenschaftlichen Arbeiten hat Fahrenheit selbst geschrieben und zwar in einer klassisch klaren wissenschaftlichen Art, kurz, geprägt, überzeugend. Über den Menschen Fahrenheit aber weiß die Allgemeinheit recht wenig. Wenn wir bebilderte Lebensbeschreibungen berühmter Deutscher vor uns haben, lesen wir in den Bildern aus der Kinderzeit, den Jünglingsjahren, aus den Zügen im Antlitz des Mannes und schließlich des Greises ihre Entwicklung. Von Fahrenheit erzählt uns bis heute kein Bildnis, kein Schnitt, kein Stich, kein Schattenriß. Wie mag er ausgesehen haben? Auch zeitgenössische Schilderungen fehlen uns. Vielleicht wird uns nach langem vergeblichem Suchen eines Tages der Zufall das Bildnis des großen Mannes in die Hand geben. In den letzten Jahren sind mancherlei neue Quellen des Auslandes erschlossen worden, die beweisen, daß Fahrenheit nicht nur Thermometer und andere Instrumente und Apparate hergestellt hat, sondern daß er auch wissenschaftliche Vorlesungen gehalten und wissenschaftliche Experimente im Auftrage hervorragender Gelehrter durchgeführt hat. So dürfen wir denn hoffen, daß weitere Schriftstücke und Briefe von und über Fahrenheit aus irgendwelchem privaten Besitz oder aus Archiven im In- und Ausland entdeckt werden. In Dänemark, wo Fahrenheit in Olav Römer einen Förderer hatte, in Holland, wo die

Professoren Muschenbroeck, Boerhaave und van's Gravesande mit ihm arbeiteten, wo er einst seine Lehrzeit „ausgestanden", wo er seine zweite Heimat und letzte Ruhestätte fand, und in England, das er noch zu Newtons Zeiten bereiste, und das ihm höchste wissenschaftliche Anerkennung durch die Mitgliedschaft der Royal Society zuteil werden ließ, erwachsen der Fahrenheit-Forschung besondere Aufgaben. Aber auch über seine Reisen in den baltischen Staaten und Deutschland sind wir vorläufig nur kümmerlich unterrichtet. Breite Lücken klaffen überall in der Lebensgeschichte des großen Mannes, und manches von dem, was in den Nachschlagebüchern über Fahrenheit steht, ist falsch. Nicht einmal die Vornamen werden in der Reihenfolge zitiert, wie Fahrenheit sie gebrauchte, nämlich Daniel Gabriel und nicht umgekehrt.

Für ganze Jahre sind wir nach den bisherigen Forschungsergebnissen noch im Ungewissen, wie und wo Fahrenheit sie verbracht hat, für Jahrzehnte fehlen die Einzelheiten. Wollen wir daher heute ein Bild des Menschen Fahrenheit nach den wenigen positiven Angaben zu zeichnen versuchen, so kann es nur geschehen nach der Methode des Bildrestaurators, dem die Aufgabe wird, zu versuchen, ein zerstörtes Porträt wieder herzustellen, von dem nur ganz wenige kleine Teile bisher aufgefunden wurden. Er kann die gegebenen Linien vorläufig nur leise, andeutungsweise fortführen, bis die fehlenden Stückchen des zerstörten Bildwerks nach und nach aufgefunden werden.

Liegen also breite Wegstrecken Fahrenheits völlig im Dunkeln, so läßt sich als Ganzes doch das eine schon mit Sicherheit sagen: Einen Höhenweg des Lebens wie Goethe ihn ging — bei allem zugestandenen Auf und Nieder seelischen Erlebens — eine solch schöne breite Straße Goethes, fand Fahrenheit für sein Leben nicht. Jene Strecken seines Weges, auf die Licht fällt, sind voller Fallgruben und Schroten, die ihn straucheln lassen und zu Fall zu bringen drohen; voll steiler Anstiege, die mit Hand und Fuß Stein für Stein genommen werden müssen, so daß oft Hand und Fuß blutige Spuren tragen. Was ihm aber auch immer zustößt auf seinem Wege — immer, wenn wir ihn im Licht der Forschung wiedererblicken, sehen wir ihn im sicheren Gefühl seines Könnens, ausgerüstet mit zähem Willen, aufrecht voranschreiten. Van Zuiden, dem wir die Herausgabe seines Testaments zu danken haben, meint, Fahrenheit sei von seinem großen E h r g e i z vorwärtsgetrieben worden. Es ist durchaus denkbar, daß Fahrenheit einen gesunden Ehrgeiz besessen hat. Aber vorwärtsgetrieben hat ihn wohl ein anderes etwas, das ihn uns als einen Deutschen bester Art erscheinen läßt, etwas, das aufsteigt aus geheimnisvollen Tiefen, unhemmbar, übermächtig: Ist es der urdeutsche W a n d e r t r i e b, wie er in vielen großen deutschen Männern gelebt hat? Denn viel und weit gereist ist Fahrenheit und das Reisen ist zu seiner Zeit kaum eine Annehmlichkeit gewesen, war vielmehr voller Beschwerlichkeiten und Zeitverlusten. Sicher ist das Reisen aber nur eine Folge des geheimnisvollen Auftriebs in ihm, der sich einen äußeren Ausweg schafft. Seine Reisen waren Zweckreisen mit dem Ziele wissenschaftlichen Meinungsaustausches. Innerlich vorwärtsgetrieben hat ihn etwas viel Größeres. Nach dem was über Daniel Gabriel Fahrenheit bisher zu ermitteln war, ist er einer jener seltenen Männer, die frühe in sich die Stimme ihrer B e r u f u n g hören, ihr lauschen, ihr folgen und folgen müssen, weil sie an sie glauben und an sie glauben müssen. Was auch kommt und sich ihm entgegenstellt, Fahrenheit folgt dieser inneren Stimme der Berufung und schreitet gläubig hinweg über Hemmungen und Schwierigkeiten, den Zielen zustrebend, die die innere Stimme ihm aufweist.

Sicher ist er ein Mann mit ebenso heißen Gefühlen, wie nur irgendein Mensch sie empfindet, aber der Weg der Berufung läßt ihm offenbar keine Zeit für sich. Wir wissen aus einem Brief Fahrenheits an Boerhaave nur, daß Fahrenheit sich einmal mit dem Gedanken der Verheiratung getragen hat, haben aber nichts in Erfahrung gebracht, was auf einen Ehebund mit einer Frau schließen läßt. Mutter, Schwester, eine Amsterdamer Freundin und die Magd —

sie sind die einzigen Frauengestalten, die wir bisher in seinem Leben ermittelt haben. Seine große Lebensliebe ist wohl das Werk seiner Berufung, der er alles opfert, was er hat und liebt und die damit unsterblich wird wie die Frucht dieser Liebe, sein Werk.

So, scheint uns, ist das Werk Fahrenheits nach den bisher aufgedeckten historischen Quellen als das eines Mannes eigener Kraft anzusehen, der es schwer hatte und sich trotzdem durchsetzte!

Nehmen wir einmal als Ausgangspunkt der uns überlieferten Quellen, was Dr. Gotthilf Löschin in seiner Geschichte Danzigs in der 2. Augabe von 1823 über Daniel Gabriel Fahrenheit bei der Aufzählung berühmter Danziger sagt:

> „Zu den im Ausland lebenden ihrer Vaterstadt Ehre machenden Danzigern gehören" . . . „endlich der, als Erfinder einer zweckmäßigen Thermometereinrichtung mit der nach ihm benannten Skala, deren Gefrierpunkt er da annahm, wo das Quecksilber bei der ungewöhnlichen Kälte des Jahres 1709 gestanden hatte, berühmt gewordene Kaufmann Fahrenheit, der sich größtenteils in Holland aufhielt und dort auch 1736 im Haag gestorben ist."

Daniel Gabriel Fahrenheit ist von beiden Seiten her der Abkömmling angesehener und mächtiger ostdeutscher Patriziergeschlechter. Auf Kneiphof-Königsberg sitzen die Fahrenheits, nachgewiesen seit Beginn des 16. Jahrhunderts, in den Ehrenämtern der Gemeinde, sind Ratsherren und Gerichtsverwandte und oft mit den Bürgemeistern auf Kneiphof verschwägert. Diesem alten Königsberger Kaufmannsgeschlecht entstammen auch die Danziger Fahrenheits, deren Stammherr Reinhold Fahrenheit ist, der 1650 Danziger Bürger wird. Er begründet in Danzig eine Handlung, die später sein Sohn Daniel mit einem Ullrich Isenhut in der Hundegasse ausbaut und fortsetzt. Dieser Daniel ist unseres Daniel Gabriels Vater, der eine Tochter des Danziger Kaufmanns Schumann, die in erster Ehe früh verwitwete Concordia, heiratet. Was die Fahrenheits auf Kneiphof, sind die Schumanns in Danzig. Angesehene Kaufherren, mächtige Mitglieder des Rats; ja zeitweise stellen sie den Bürgermeister.

Der Sohn, der Daniel und Concordia Fahrenheit am 24. Mai 1686 geboren wurde, wurde am 4. Juni zu St. Marien auf die Namen Daniel Gabriel getauft; der Sitte der Zeit entsprechend, also auf Namen aus dem alten Testament, das in jener Zeit wie Bilder und Bildhauerwerke der Stadt Danzig beweisen, auch den Danzigern wie anderen deutschen Künstlern die Motive liefert.

In dieser Namengebung lag in jener Zeit etwas Symbolhaftes. In seinen „Sonn- und Festtagsgedanken", die 1760 in Danzig erschienen, verbreitet sich ein alter Danziger Prediger, Ernst August Bertling, besonders über die Bedeutung des Namens Gabriel. Er sagt „Sein Name bedeutet Stärke des Mächtigen oder die Kraft Gottes", und weist darauf hin, daß der Erzengel Gabriel im alten Testament dem Daniel erschien und ihm die Geschichte auslegte.

Aber über dieses Symbolhafte hinaus steckt in diesem Namen Daniel Gabriel noch etwas durch die Sippentradition Verpflichtendes. Der Name Daniel kommt dem Täufling von der Vaterseite zu, der Name Gabriel von der Mutterseite und es ist vielleicht nicht unwesentlich darauf hinzuweisen, daß von 1683 bis 1686, also bis zum Geburtsjahr Daniel Gabriel Fahrenheits Bürgermeister in Danzig Gabriel Schumann war.

Ist es nicht auch wie ein Fingerzeig der Vorsehung, daß das Jahr 1686, in dem Fahrenheit geboren wurde, eines jener wenigen Jahre in der Geschichte Danzigs ist, in dem die Kälte so groß war, daß man im Schlitten nach Hela fahren konnte? In dem Zeitraum von 1666—1700 war das z. B. außer 1686 nur noch 1674 nach Löschin der Fall. Als es das nächste Mal in Danzig so kalt ist, nämlich 1709, mißt Fahrenheit an seinem neuen Thermometer diese große Kälte und nimmt sie als niederste Temperatur seiner damaligen Skala an. Und dann ist der nächste kalte Winter in Danzig erst wieder 1740, als Fahrenheit schon das Zeitliche gesegnet hat. Also es gab während Fahrenheits ganzer Lebenszeit nur

zwei solch strenger Winter in Danzig, den einen im Geburtsjahr, den andern in dem Jahr 1709, das durch Fahrenheit recht eigentlich das Geburtsjahr des modernen Thermometers wurde. Fahrenheit wächst in einer Stadt auf, die ein Fenster zum Meere hat, aus dem man auf die Welt hinaussieht. Schiffe vieler Nationen laufen den Danziger Hafen an. Daniel Gabriel, der ein aufgeweckter Knabe gewesen sein muß, wird die Ohren und die Augen offen gehalten haben. Da auch der Vater vermutlich einen weiteren Blick gehabt hat als mancher sonst in Danzig, wird Daniel Gabriel die Gabe verliehen gewesen sein, über Engen der Vaterstadt hinauszusehen, wie das ja Hansegeist gewesen sein würde, der sich über die Kleinheiten des Alltags erhob.

Nur zwei Ziffern mögen Danzigs damalige Bedeutung kennzeichnen. Etwa um 1650 hat Berlin 6500 Einwohner gezählt, Danzig ist in dieser Zeit auf beinahe 80 000 angestiegen. Aber die Stadt ist enge. Trotz berühmter Ärzte in Danzig sind die hygienischen Verhältnisse schlimm. Der Würgengel geht unter den Neugeborenen um. Die Kindersterblichkeit ist groß. Das Totenbuch von St. Marien zu Danzig erzählt es uns. Auch im elterlichen Hause Daniel Gabriel Fahrenheits ist der Tod häufiger Besucher. Einen vor Daniel Gabriel geborenen Bruder nimmt er mit. Und noch einmal raubt er Daniel Gabriel einen Bruder im kindlichen Alter und schließlich einen dritten. Schließlich bleiben Daniel Gabriel noch ein Bruder und drei Schwestern. Daniel Gabriel ist durch dieses Schicksal Ältester geworden und von fünf Söhnen des Vaters Daniel bleiben nur er und sein Bruder Ephraim. Das ist schlimm und spielt später eine ebenso große Rolle in der Entwicklung Daniel Gabriels.

Um wieviel leichter wäre doch Daniel Gabriel vielleicht auf geraden Wegen zur Wissenschaft gekommen, hätte der Tod dem großen Handelshause nicht so viele Mitarbeiter schon in der Wiege geraubt! Trotzdem schien der Vater geneigt, wenn auch sicher schweren Herzens, aber mit dem offenen Blick für die Begabung seines Ältesten, Daniel Gabriel studieren zu lassen. Er war ja ein vermögender Mann, hatte eine Handlung, die auch in Holland betrieben wurde, besaß das Haus in der Hundegasse, ein weiteres in der Breitgasse, den Hahnenspeicher und ein Gartengrundstück am alten Weinberg, dazu ein stattliches Barvermögen, das ihn z. B. befähigte, dem polnischen Fürsten Radziwill 21 000 Gulden für etliche Jahre zu leihen.

Daniel Gabriel erhält den ersten Unterricht durch Privatlehrer, wird dann auf die Marienschule geschickt und eben in dem Jahre, in dem er Danzigs berühmtes Akademisches Gymnasium beziehen soll, im Jahre 1701, kommt der Tod und streicht alles Planen und Wünschen mit zwei dicken Strichen durch.

Wir können sie noch heute sehen. Im Totenbuch von St. Marien sind sie auf uns überkommen. Unter dem 23. August 1701 ist da zu lesen der Tod beider Eltern Daniel Gabriels an einem Tage. 44 Jahre ist die Mutter alt, 45 Jahre erst der Vater.

Der Rat der Stadt bestimmt den fünf Waisen Fahrenheits drei Vormünder. Die hören nicht auf die Wünsche Daniel Gabriels und achten nicht des Vaters Versprechen. Er ist der Älteste. Ein großes kaufmännisches Erbe soll angetreten werden, der Älteste muß einmal sorgen für die jüngeren Geschwister. Sie schicken ihn in die kaufmännische Lehre nach Amsterdam. Daniel Gabriel, der Fünfzehnjährige, fügt sich, hält die „Vier stipulierten Lehrjahre" bei Hermann van Beuningen aus. Dann aber brennt er einfach durch. Die Stärke des Mächtigen ist über ihn gekommen, die „Kraft Gottes". Gabriel, die innere Stimme der Berufung ist erwacht und legt dem jungen Kaufgesellen Daniel die Geschichte aus. Und diese Auslegung ist ganz anders als die der Vormünder in Danzig. Das Große in Fahrenheit reckt sich auf, als er in sich auf die Stimme der Berufung lauscht. Barrikaden engherziger Vorurteile reißt er nieder und stürmt durch den Lärm der Geschütze des Unverstandes und der Engherzigkeit vorwärts, unbekümmert um das, was die Leute sagen. Nur auf eine Stimme hört er künftig noch, auf die Stimme der Berufung.

Myn Heer & zeer Hooggeagte
Patron

Ik oversende hier neevens het overige gedeelte
vanden Brief tot aantwoord van UWelEdle
aan my geschreeven vanden 4 deeses. Ik ver-
soeke nogmaals om door een Lettertje te mogen
weeten hoe verre UWelEdle met zyn Werk ge-
vordert is & hoe lang ik derhalve nog tyd hebbe
om een & ander op te stellen. Verders my in
UWelEdle Genegentheyd recommanderende, bly
met veel Respect

Myn Heer & zeer Hooggeagte
Patron

UWelEdle onderdanige
Amst. d. 27 Maart 1729 & gehoorsaamste Dienaar
D. G. Fahrenheit

P.S. Het Oleum Petra ... evenals het Oleum Tere-

Ein Brief Fahrenheits aus dem Jahre 1729 an den Universitätsprofessor Boerhaave in Leyden
(Photokopie im Landesmuseum Danzig-Oliva)

Das Jahr 1706 neigt sich seinem Ende zu. Die Vormünder lamentieren. Es sind drei biedere Danziger Kaufleute, die stolz sind auf ihren Beruf. In ihren Kontoren stäuben die Perücken. Schlimme Nachrichten sind aus Amsterdam gekommen. Daniel Gabriel ist „seinem Patron durchgegangen". Gläser hat er geblasen, Wettergläser hat er gemacht, hat sie nach Lappland und Island geschickt, wo es „cürieuse Leute" gab, die ihm ihre Beobachtungen darüber mitteilten. „Mit einer Post Geld ist er durchgegangen", ist damit nach Schweden und Dänemark gefahren. Aus einem im Danziger Staatsarchiv aufbewahrten Brief der Vormünder an den Rat der Stadt wissen wir, daß

> „er es so gemacht, daß es nicht ärger seyn können, welches wir aber umb seynen Bruder und Schwestern wegen auszudrücken, Bedenken tragen, indessen haben wir einen Teil von seynem Kapital umb ihn zu retten und in standt zu bringen, nolentes volentes angreifen müssen."

Daniel Gabriel wird vermutlich für seine Idee gehungert haben. Vielleicht hat er auch Schulden gemacht, weil die Vormünder sein Kapital angreifen mußten. Vielleicht hat er gar zeitweise kein Unterkommen gehabt, was dann für Danziger

Kaufleute wohl etwas gewesen sein mag, was sie vor den Geschwistern Fahrenheits als Abkömmlingen zweier Patriziergeschlechter nicht ausdrücken mochten. Jedenfalls haben sie Daniel Gabriel wieder „in standt" gebracht.

Er wird sie wohl selbst über seinen Aufenthalt unterrichtet und vielleicht um Hilfe gebeten haben, denn sie „bitten ihn wieder ein" bei seinem Prinzipal. Der hätte ihn wohl nicht wieder genommen, hätte Daniel Gabriel sich als untreu erwiesen, wie man aus dem Lamento der Vormünder schließen könnte. Daniel Gabriel wäre dann wohl selbst nicht nach Amsterdam zurückgekehrt. Ist es Daniel Gabriel, als er zurückkehrt, nur darum zu tun, daß er aus äußerster Not befreit wird, vielleicht, daß Schulden, die er für seine Experimente und Reisen gemacht hat, bezahlt werden? Oder hat er wirklich den guten Willen gehabt, da ja fast alle großen Gelehrten der damaligen Zeit noch einen bürgerlichen Beruf hatten, seinen Vormündern gefällig zu sein? Wir wissen es bisher nicht, können nur vermuten.

Das aber wissen wir von den Vormündern, daß Daniel Gabriel bald wieder bei seinem Patron ausgetreten ist.

Nun lassen ihn die Vormünder nach Danzig kommen. Nicht gleich und nicht eilig kommt er. Sie müssen ihm tüchtig den Kopf gewaschen haben, aber in Daniel Gabriel ist jetzt die innere Stimme mächtig. Es gibt keine Verständigung mehr, er sieht seine Lebensaufgabe anders als die Vormünder. Er will das nicht mehr, was die Danziger Bürger und Kaufleute als ein „rechtschaffenes" Leben bezeichnen, er ist der Wissenschaft verfallen. Die Vormünder berichten selbst, daß sie nichts ausrichten konnten. Schließlich soll er sich aber einverstanden erklärt haben, nach Amsterdam zurückzukehren und sich von dort nach Ostindien einzuschiffen, um eine Stelle bei der Ostindischen Companie anzutreten. Da er zu seinen wissenschaftlichen Freunden in Holland und Dänemark zurückwollte, hat er wohl eingewilligt. Nach Ostindien aber schifft er sich nicht ein, so daß die Vormünder, nun gänzlich erbost, Daniel Gabriels Verhaft und zwangsweise Einschiffung nach Ostindien beim Rat beantragen. Der Rat faßt auch einen entsprechenden Beschluß, der aber nicht durchgeführt zu sein scheint. Wir wissen nicht warum, können nur vermuten, daß sich vielleicht der dänische große Physiker Olav Römer, mit dem Fahrenheit in Verbindung stand, und der damals Bürgermeister von Kopenhagen war, ins Mittel gelegt hat, denn nach Boerhaave ist Römer in dem strengen Winter 1708/09 mit Fahrenheit in Danzig gewesen.

Löschin erzählt uns von diesem Winter 1709: „Das Jahr 1709 begann mit einer alles erstarrenden Kälte, bei der alle Nußbäume und Weinstöcke erfroren, keine Wassermühle ging, sondern Stampf- und Roßmühlen gebraucht werden mußten, das Wild in den Wäldern und eine Unmenge von Fischen in den Gewässern umkam, die Ostsee neun Meilen mit Eis bedeckt war, 24 Wochen lang auf Schlitten gefahren werden und vor dem 11. Mai kein Schiff in den Danziger Hafen einlaufen konnte." Diese so geschilderte Kälte nun, die von ihm und Römer nach Boerhaave gemessen wurde, nimmt Fahrenheit als Wärmeminimum und Nullpunkt seines Thermometers an.

Als dann die bittere Kälte weicht, kommt die Pest 1709 nach Danzig, die in der Stadt 24 535 und in den Vorstädten 8066 Menschen dahinrafft. Fahrenheit ist während dieser Zeit gottlob nicht in Danzig. Momber vermutet, daß er sich in Berlin die von Grischov berichtete Unterweisung in der höheren Geometrie von einem jungen Mathematiker Bernsdorf geben ließ, aus der wir ersehen, wie Daniel Fahrenheit bemüht war, die ihm durch Schuld der Vormünder fehlende wissenschaftliche Grundlage durch eisernen Fleiß sich selbst zu schaffen.

Es wird auch berichtet, daß Fahrenheit nach beendigter Pest nach Danzig zurückkehrte. Da nach Löschin von allen Posten Danzig bis März 1710 gemieden wurde, kann das also nicht vor diesem Zeitpunkt geschehen sein.

Noch am 28. Januar 1711 ist Fahrenheit in Danzig, denn an diesem Tage wird sein Bruder Ephraim, wie wir aus einer Eintragung im Schöppenbuch wissen, für volljährig erklärt. Bei dieser Gelegenheit quittiert auch Daniel Ga-

briel dankend über die Vormundschaft. Am 10. Februar 1711 ist er bereits bei seinen Verwandten auf Kneiphof in Königsberg. Ende Mai desselben Jahres gibt er aus Mitau seinem Bruder Vollmachten bezüglich des gemeinsamen Erbes. Von hier zurückgekehrt nach Danzig, soll er mit dem Mathematikprofessor Paul Pater zusammengearbeitet haben. Einer, der wissenschaftlich „immer strebend sich bemühte", ist der große Danziger gewesen. In Danzig aber blieb er in seinen Papieren immer „der Kaufgeselle". Daher wohl auch Löschins Äußerung vom „Kaufmann" Fahrenheit.

1714 wendet Fahrenheit Danzig den Rücken für immer, bildet sich praktisch in deutschen Glasbläsereien weiter, um selbst die Röhren für seine Thermometer blasen zu können, hält sich in Halle bei dem berühmten Professor v. Wolff auf, der über seine ausgezeichneten Thermometer auch geschrieben hat.

Er läßt sich noch im selben Jahr zu dauerndem Aufenthalt in Holland nieder, wo die wissenschaftlich fruchtbarste Zeit seines Lebens beginnt. Von dem menschlichen Ergehen Fahrenheits in Holland aber wissen wir bisher recht wenig. Im Danziger Landesmuseum befindet sich eine interessante Sammlung Photokopien von in niederländischer Sprache verfaßten Briefen Fahrenheits, deren Originale in Petersburg sein sollen, und die aus einer wissenschaftlichen Korrespondenz mit dem Leidener Professor Boerhaave stammen. Alle Briefe sind aus Amsterdam datiert und tragen die Jahreszahlen 1718, 1719, 1720, 1725 und 1729. Sie behandeln wissenschaftliche Experimente und Arbeiten und beweisen ganz eindeutig, daß Fahrenheit nicht der einfache Thermometermacher und Instrumentenbauer war, als der er manchmal hingestellt wurde. Auch mit Professor Muschenbroeck stand er in lebhaftem Verkehr.

Seit etwa 1719 verwandte Fahrenheit Quecksilber als Thermometer-Flüssigkeit. Eine Nachbildung dieses ersten Quecksilber-Thermometers befindet sich in der Wärmeabteilung des Deutschen Museums in München. 1724 bereist Fahrenheit England, wird Mitglied der Royal Society und veröffentlicht in den Philosophical Transactions der Englischen Akademie fünf Abhandlungen, die seine vielseitige Tätigkeit als Physiker beweisen und von vorbildlicher wissenschaftlicher Klarheit sind.

Dem Menschen Fahrenheit begegnen wir nach den bisher aufgedeckten Quellen erst wieder auf dem Sterbebette.

Und zwar stirbt er nicht in Amsterdam, sondern im Haag. Er war hierher gereist, um sich eine Maschine zum Entwässern überschwemmter Landstriche privilegieren zu lassen. Das Privilegium wird ihm auch erteilt, aber er kommt nicht mehr zur Vollendung der Maschine. Die Sorge für sie überläßt er auf dem Sterbebette dem holländischen Professor van's Gravensande, mit dem ihn wahrscheinlich über die wissenschaftlichen Beziehungen hinaus freundschaftliche Gefühle verbunden haben.

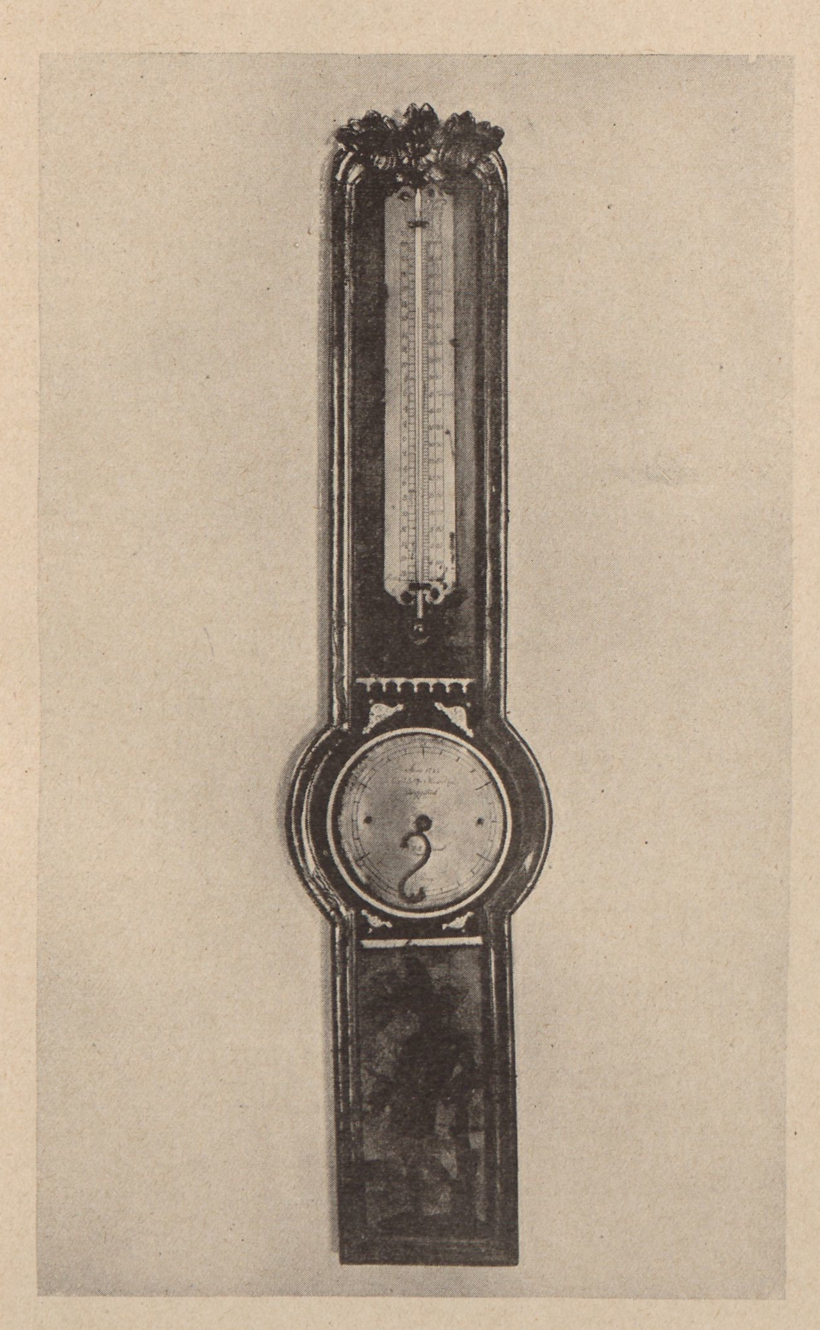
Sein Testament ist uns, wie erwähnt, dank dem Holländer van Zuiden zugänglich geworden. Fahrenheit sagt darin, daß er nicht gern aus dem Leben scheide, aber doch für alle Fälle vorsorgen wolle. Hausrat und Kleider vermacht er Aaltic Cock, die als seine Dienstmagd bezeichnet wird. Alles andere seiner noch in Danzig lebenden, aber schon verwitweten Schwester Anna Concordia und ihren Kindern, denen er sogar Vormünder bestellt. Noch einmal läßt er seinen Notar kommen und ändert die Vormünder. Fielen ihnen die Erinnerungen an die eigene Erfahrung mit seinen Vormündern an, daß er die Sache so wichtig nahm?

Am 16. September 1736 schließt er, ein Fünfzigjähriger erst, die Augen für immer. Seine letzten Gedanken hatten, wie das Testament beweist, der Heimatstadt, dem Vaterhaus gegolten. Und er hat seiner Heimat, wie Löschin sagt, Ehre im Ausland gemacht. Hat in Ehren den deutschen Namen in der Welt und in die Welt getragen. In der Klosterkirche im Haag wurde Daniel Gabriel Fahrenheit beigesetzt.

Er ist, wie man früher die Fremde nannte, im „Elend" gestorben und zwar im doppelten Sinne, denn er war so verarmt, daß er zuletzt schon Wäschestücke hatte versetzen müssen, um zu Geld zu

kommen. Seine Schwester und ihre Kinder in Danzig werden kaum etwas geerbt haben. In der vierten Klasse wurde er beerdigt. Die Nachlaßpfleger zahlten dafür etwas über — drei Gulden!

Das ist der traurige Ausklang des Lebens eines großen Mannes, der ein Kämpfer war und ein Könner aus eigener Kraft — ein Vorbild deutscher Zähigkeit und Beharrlichkeit im Streben zum Ziel!



Fahrenheit-Thermometer aus dem Jahre 1782

Schlaf der Felder

Der Felder Leib, vom Pfluge aufgerissen,
liegt preisgegeben an den Wintertag.
Aus Wolkenbergen, schwarzblau und zerschlissen,
stürmt es herab mit Schnee und Regengüssen;
das Herz der Erde geht mit müdem Schlag.

Vergilbtes Gras grünt spärlich an den Rainen,
und sorgenvoll im schwarzen Schollenbruch
hocken die Raben auf den Ackersteinen;
durch nackte Weiden, die im Winde weinen,
weben die Nebel rings ein Leichentuch.

O tiefste Schwermut der gestorb'nen Fluren!
Wer doch die Töne fände für dein Lied...
Es müßte dunkel weh'n in Geisterspuren
und wie Gesang von frommen Glockenuhren,
der nachts aus unsichtbaren Türmen blüht.

Willibald Omansen

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Versailles ist im Osten liquidiert

England und Frankreich als Hüter des osteuropäischen status quo von Versailles und seine Durchbrechung durch Deutschland

Die Liquidierung von Versailles mußte in doppelter Hinsicht erfolgen. Erstens als eine Liquidierung des Systems, das eine stete Verächtlichmachung Deutschlands in den Augen der Weltöffentlichkeit bezweckte und aus jedem Deutschen einen Menschen zweiten Grades im Sinne des Barbaren und „boche" machen sollte. Und dann, ein nicht minder bedeutender Punkt, mußten die widerrechtlichen Räubereien deutschen Bodens durch die Feindmächte eine Wiedergutmachung erfahren. Beide Punkte dieser Liquidation von Versailles sind in den ersten 15 Jahren der Nachkriegszeit nicht erreicht worden. Die Regierungen jener Zeit konnten durch ihre wechselnden „Methoden", sei es irgendeine Abart der Erfüllungspolitik oder der passiven Resistenz gewesen, auch nicht einen Punkt des Versailler Systems beseitigen.

Als aber 1933 Adolf Hitler die Führung des Deutschen Reiches übernahm, da war es sofort klar — und die Welt begriff es durchaus im gleichen Moment —, daß die Zweitrangigkeit der Deutschen in der Welt endgültig aufgehört hatte. Und die nationalsozialistische Regierung wußte auch, was alle Vorhergehenden nicht begriffen hatten, daß keine „Methoden" irgendwelcher Verhandlungen und Gespräche, sondern allein die Tat auch zur Erfüllung der deutschen territorialen Forderungen führen konnte. Die natürliche Folge einer solchen Einstellung waren dann die großen Ereignisse der letzten beiden Jahre. Heute nun ist auch der zweite Abschnitt der Versailler Liquidation, die Rückgewinnung deutschen Bodens, in dem Ausmaße wie der Nationalsozialismus sie erstrebte, abgeschlossen. Der Führer brachte es in seiner Reichstagsrede vom 6. Oktober, also nach der Wiedergutmachung der deutschen Verluste im Osten, zum Ausdruck, daß abgesehen von der Kolonialforderung, Versailles vom Reich als liquidiert betrachtet wird.

So bedeutete also die Liquidation von Versailles im Osten die Liquidation von Versailles überhaupt. Der Name Danzigs aber, das der Hebelpunkt der ganzen Entwicklung wurde, wird mit dieser geschichtlichen Entwicklung selbst stets verbunden bleiben.

Es geschah mit einer gewissen selbstverständlichen Logik, daß die Revision von Versailles im Osten erst als letzte Phase der deutschen Wiedergutmachung erfolgen konnte. Denn die Wunden, die Versailles dem Reich im Osten geschlagen hatte, waren die schwersten überhaupt. Abgesehen von den Kolonien, hatte Deutschland im ganzen 70 580 qkm mit 6 476 000 Einwohnern verloren. Rund 51 000 qkm, also weit mehr als die Hälfte, mit etwa 4 500 000 Einwohnern, mithin mehr als zwei Drittel, entfielen von diesen Verlusten auf den Osten. Den Hauptteil der deutschen Verluste konnte Polen als Aktiva für sich verbuchen, nämlich 46 132 qkm mit 3 946 800 Einwohnern. Im einzelnen wurden abgetreten von der Provinz Ostpreußen Teile der Kreise Neidenburg und Osterode (501 qkm, 24 700 Einwohner), der größte Teil der Provinz Westpreußen mit Teilen von Brandenburg und Pommern (15 864 qkm, 964 700 Einwohner), der größte Teil von Posen (26 042 qkm, 1 946 400 Einwohner), Teile von Niederschlesien (511 qkm, 26 000 Einwohner), sowie Ostoberschlesien (3214 qkm, 985 000 Einwohner). Die Tschecho-Slowakei erhielt vom Reich durch die Abtretung des Hultschiner Ländchens 315 qkm mit 48 400 Einwohnern, Litauen durch den Raub des Memellandes 2656 qkm mit 141 000 Einwohnern. Schließlich wäre noch im gleichen Zusammenhang der damals neugegründete Freistaat Danzig mit rund 1900 qkm und

340 000 Einwohnern zu erwähnen. So hatte also Versailles dem Reich im Osten die tiefsten Wunden geschlagen.

Eine derartige „Regelung" konnte unmöglich jemals die Zustimmung eines wirklichen Deutschen finden. Selbst die deutsche Nationalversammlung nahm dieses Diktat am 22. Juni 1919 unter dem Druck eines Ultimatums nur unter Protest an, das dann am 9. Juli 1919 ratifiziert wurde, um am 10. Januar 1920 in Kraft zu treten.

Es blieb ein steter Grundfaktor der deutschen Nachkriegspolitik, bei allen Verzichten auf eine gewaltsame Wiedergutmachung, doch niemals ein Verzicht auf eine friedliche Neuregelung auszusprechen. Frankreich dagegen strebte in fast krankhafter Besessenheit danach, durch immer neue Paktabschlüsse und Verträge mit den verschiedensten europäischen Staaten den Zustand von Versailles, besonders auch im Osten, zu verewigen. In erster Linie waren dazu gedacht die Paktabschlüsse mit Polen und der Tschecho-Slowakei, die nachträglich zur stärkeren Unterstreichung ihrer Bindung an Versailles als alliierte und assoziierte Mächte anerkannt worden waren. England trug während dieser Zeit ein recht unbeteiligtes Gesicht zur Schau. Frankreichs Bündnisvertrag mit Polen, der ohne zeitliche Begrenzung am 19. Februar 1921 abgeschlossen wurde, sollte ebenso wie der Vertrag mit der Tschecho-Slowakei vom 25. Januar 1924 der Aufrechterhaltung des status quo dienen, wie es in den Vertragswerken deutlich ausgesprochen wurde. Zu stärkerer Gewährleistung dieser Zielsetzung enthielt der Vertrag mit der Tschecho-Slowakei eine Militärkonvention. Auch das Polenbündnis ist am 15. September 1922 mit ziemlicher Gewißheit durch eine auf 20 Jahre gültige Militärkonvention ergänzt worden, wenn auch Paris und Warschau bestrebt waren, diese Tatsache als eine Fälschung hinzustellen.

So kennzeichnete sich Frankreichs politisches Hauptziel sehr früh durch das Bestreben, mit Hilfe einer Reihe von starken Bastionen, die es sich durch Bündnisse mit osteuropäischen Militärstaaten schuf, einen Wall von Bajonetten rund um die Grenzen des Reiches zu legen, um derart Versailles im Osten durch Zwingburgen seines Einflusses zu verewigen, während es selbst die Wacht an der Westgrenze übernehmen wollte. Und immer enger und fester schließend sollte dieser Ring um die deutschen Grenzen nach Frankreichs Willen werden. Die Gründung jener Bündnissysteme wie der kleinen Entente und der Balkan-Entente unter Frankreichs Gönnerschaft und starker Protektion sollte eine immer festere antirevisionistische Front im Osten und Südosten um die deutschen Grenzen schaffen.

Es war, als ob das böse Gewissen über die Versailler Regelung im Osten, Frankreich zu immer neuer Unrast aufpeitschte. Hauptsächlich den französischen Steigbügelhaltern bei der Friedenskonferenz war es zu verdanken gewesen, daß die maßlosen Forderungen der Polen schließlich erfüllt wurden. Ein Teilnehmer an der Konferenz, der damalige italienische Außenminister Sforza, schrieb zu diesem Fragenkomplex:

„Diese Polen waren fürchterlich hartnäckig — mit dem Erfolg, daß jedem übel wurde von ihren ewigen Ansprüchen. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, so wäre halb Europa ehemals polnisch gewesen und hätte wieder polnisch werden müssen. So kam es z. B., daß das diplomatische Europa, als Dmowski die Abtretung Ostpreußens an Polen verlangte, um, — wie er sehr folgerichtig sagte —, den Widersinn des Danziger Korridors zu vermeiden, dermaßen ergrimmte über die uferlos wachsenden Forderungen, daß wir vielleicht, wenn es nur nach Lloyd George gegangen wäre, zuguterletzt noch eine vierte Teilung Polens erlebt hätten."

Hieraus ergibt sich sehr eindeutig, wie wenig überzeugt die Teilnehmer der Konferenz selbst von der unter Frankreichs Auspizien zustandegekommenen Ostregelung waren. Der Ausspruch des italienischen Außenministers steht durchaus nicht allein und ließe sich durch interessante weitere Zitate, etwa aus den Erinnerungen des Obersten House oder Lloyd Georges und anderer ergänzen.

Deutschland aber versuchte, durch Beweise seines guten Willens irgendwelche Erleichterungen der Versailler Fesseln zu erreichen. Reichsminister Cuno versuchte schon während des Ruhreinbruchs, Frankreich durch das Angebot eines Abschlusses von Schiedsverträgen von den friedfertigen Absichten des Reiches zu überzeugen. Eine sehr hochmütige Ablehnung belehrte alle Optimisten darüber, daß Frankreich unter seiner „Sicherheit" etwas ganz anderes verstand als eine zugesicherte eigene friedfertige Entwicklung, sondern daß es ihm um die endgültige Knech-

tung Deutschlands zu tun war. Wenn Frankreich dann schließlich, wenn auch sehr zögernd, auf ein weiteres Angebot von Luther und Stresemann in der Denkschrift vom 9. Februar 1925 auf Abschluß eines Sicherheitspaktes mit Frankreich einging, dann wohl hauptsächlich deshalb, weil ihm diesmal die Gelegenheit geboten schien, eine, wenn auch nur beschränkte, Garantie seitens Englands für den damaligen status quo zu erlangen. In der Zeit vom 5. bis 16. Oktober jedenfalls kam die Konferenz von Locarno zustande, die zum Abschluß des Locarnopaktes führte.

Man hat dieses Vertragswerk, das neben einem Schlußprotokoll aus sechs Anlagen besteht, etwas einseitig hauptsächlich als einen „Westpakt" betrachten wollen. Tatsächlich ist dieser Westpakt aber nur die Anlage A und nicht einmal das wichtigste Ergebnis des ganzen Werkes.

Dieser Westpakt wurde abgeschlossen zwischen Deutschland, England, Italien, Frankreich und Belgien. Danach verpflichteten sich die Vertragschließenden, für die Aufrechterhaltung der Grenzziehung zwischen Deutschland und Frankreich, sowie zwischen Deutschland und Belgien einzustehen. Deutschland, Frankreich und Belgien versprechen, zu keinem Kriege gegeneinander zu schreiten. England und Italien sind Garanten dieses Systems und genau so wie alle anderen Partner bei einer Vertragsverletzung durch einen der Vertragspartner, die der Völkerbundsrat einstimmig bestätigen muß, zur Beistandsleistung verpflichtet. Derart hatte Frankreich jedenfalls im Westen eine sozusagen freiwillige Anerkennung von Versailles durch Deutschland erhalten. In welcher Richtung aber die französischen Hauptsorgen gingen, das zeigen die im gleichen Locarnowerk abgeschlossenen, und in gewissem Sinne weit wichtigeren „Schiedsabkommen", die bereits auf den Osten übergreifen. Diese Schiedsabkommen nämlich wurden getroffen außer zwischen Deutschland und Frankreich, sowie Deutschland und Belgien, zwischen Deutschland und seinen beiden östlichen Grenznachbarn, die gleichzeitig Frankreichs Trabanten waren, nämlich Polen und der Tschecho-Slowakei. In diesen Schiedsabkommen wird bestimmt, daß alle Streitfragen, die zwischen diesen Staaten und Deutschland auftauchen, und die nicht gütlich erledigt werden können, vor ein Schiedsgericht oder den Ständigen Internationalen Gerichtshof im Haag gebracht werden müssen. Hiermit hätte Frankreich nun endgültig mit Bezug auf den Osten beruhigt sein können, weil diese Abkommen gewährleisteten, daß keinerlei gewaltsame Änderung des durch Versailles geschaffenen Zustandes — auch nicht im Osten — durch Deutschland vorgenommen werden würde. Frankreichs Sicherheits-Manie aber hielt den Blick der Seine-Politiker auf den Osten gebannt. Nachdem ihnen eine deutsche Anerkennung der Westgrenzen durch den Westpakt geworden war und sie gleichzeitig England als Garanten dieser Ordnung gewonnen hatten, hätten sie allzu gern durch einen Ostpakt ein entsprechendes „Ost-Locarno" geschaffen, das ihnen, wenn irgend erreichbar, mit englischer Garantie die Versailler Grenzen im Osten hätte sichern sollen. Bereits während des Verlaufs der Locarno-Verhandlungen hatte Paris weitere Verhandlungen mit seinen östlichen Trabanten gepflogen, um zu dem Wust von Pakten und Verträgen neue zu immer stärkerer Bindung dieser östlichen Gefolgsleute gegen das Reich abzuschließen.

So wurden am gleichen Tage von Locarno dort zwei weitere „Garantie-Abkommen" abgeschlossen. Und zwar eine französisch-polnische und eine französisch-tschechische Verpflichtung im Falle eines „unprovozierten deutschen Vertragsbruches" zu sofortiger Hilfeleistung zu schreiten. Mit diesen beiden französischen Ostverträgen wurde Locarno bereits am Tage seiner Unterzeichnung durch Frankreichs Handeln selbst nichtig. Diese beiden Verträge nämlich mußten verhindern, daß Frankreich im Konfliktsfalle mit Deutschland jemals vor dem Völkerbundsrat einstimmig, wie es Locarno verlangte, als einer Verletzung schuldig erkannt wurde. Denn es war klar, daß die beiden Verbündeten Frankreichs, Polen und die Tschecho-Slowakei, auf Grund des Bündnisverhältnisses nicht mehr gegen Frankreich stimmen konnten. Zum anderen hätten die Garantiemächte von Locarno, England und Italien, wenn sie auf Grund ihrer Garantiepflicht einmal Deutschland gegen Frankreich hätten zu Hilfe kommen müssen, sich automatisch einem Block Frankreich—Polen—Tschecho-Slowakei gegenübergesehen, womit ihre Beistandsverpflichtung sehr fraglich ge-

worden wäre. Die Gegebenheiten dieses hypothetischen Falles zeigen, daß Locarno am Tage seiner Schaffung bereits durch Frankreichs weitere Vertragsabschlüsse praktisch hinfällig wurde.

Nachdem Locarno jedenfalls eine Beruhigung für die Politiker jenseits des Rheins in Bezug auf die Westgrenze des Reiches gebracht hatte, versuchten sie, mit allen Mitteln eine entsprechende, sozusagen stillschweigende Anerkennung von Versailles für die deutschen Ostgrenzen zu erlangen. All die vielen Versuche um ein „Ost-Locarno" fallen in diesen Bezirk. Es wurden die verschiedensten Wege und Umwege zu diesem Ziele hineingeschlagen. An einem Beispiel wird sich erweisen lassen, auf welchen fast genial konstruierten Schleichwegen Frankreich seinem zu einem fast krankhaften politischen Komplex gewordenen „Sicherheits"-Bedürfnis im Osten Beruhigung schaffen wollte. Am 3. März 1921 hatten Polen und Rumänien ein Defensiv-Bündnis geschlossen, das mit der gegenseitigen Garantie der Ostgrenzen der beiden Staaten eindeutig gegen Rußland gerichtet war. Dieses Militärbündnis galt für die Dauer von fünf Jahren. Nach Ablauf wurde nun am 28. März 1926 auf sanften französischen Druck die Garantie der Ostgrenzen in einem neuen Pakt ersetzt durch eine gegenseitige Garantie des Gesamtgebietes. Derart hatte Frankreich das erreicht, was Locarno ihm im Osten vorenthalten hatte. Über seine beiden Trabanten — ihrerseits mit Bündnissen ihm verbunden — erhielt es die Garantie des Zustandes von Versailles auch bezüglich der deutschen Ostgrenze. Denn eine Garantie des polnischen Gesamtgebietes, wie der polnische Vertrag mit Rumänien sie enthielt, bedeutete gleichzeitig eine Festlegung auf die bestehenden deutsch-polnischen Grenzen, mithin auf die gesamten deutschen Versailles-Grenzen im Osten.

All das aber vermochte Frankreich immer noch keine Ruhe zu geben in seinem nervösen Kampfe um die endgültige Unantastbarkeit der Grenzen im Osten. Als Deutschland mit Polen im Januar 1934 den bekannten Vertrag abschloß, der für die Zeit seines Bestehens die freundschaftliche Regelung aller offenen Probleme zwischen beiden Staaten vorsah, witterte Frankreich sofort Gefahr, obwohl durch das Abkommen auf jeden gewaltsamen Vorstoß gegen Versailles bei einer vertragstreuen Haltung Polens seitens des Reiches verzichtet wurde. 1934 begann jene rastlose Tätigkeit Barthous, der — wie später noch einmal mit ähnlichem Ziel Außenminister Delbos im Spätherbst 1937 — von Land zu Land reiste, um seine „Ost-Locarno-Pläne" zu verwirklichen. Seit dem November 1932 hatte Frankreich in seiner steten Suche um Partner in Osteuropa einen Nichtangriffspakt mit Rußland abgeschlossen und versuchte nun, gemeinsam mit Moskau, den Ost-Locarno-Gedanken zu verwirklichen. Der französische Plan bestand in einem Konsultativ- und Hilfeleistungspakt nach dem Muster von Locarno zur Sicherung des Status quo zwischen Deutschland, Rußland, Polen und der Tschecho-Slowakei, während Moskau noch die baltischen Staaten beteiligt sehen wollte. Garant dieses Systems sollte Frankreich sein. Bezeichnenderweise trat England mit diesem System in keinerlei direkte Verbindung, etwa wie im Westpakt als Garant, sondern beschränkte sich auf eine platonische „Empfehlung" des Abschlusses. Dadurch, daß sowohl Deutschland als auch Polen keinerlei Neigung für ein Ost-Locarno zeigten, scheiterten alle diese Pläne. Tatsächlich hätte Frankreich ohnehin beruhigt sein können, da die Sowjetunion bereits ihrerseits ein System aufgebaut hatte, das im eigenen Interesse eine Konsolidierung der osteuropäischen Verhältnisse bezweckte. Dazu gehörte der „Ostpakt über die Definition des Angreifers", der von den Sowjets außer mit Polen und den baltischen Staaten auch mit den Balkanländern und asiatischen Staaten im Juli 1933 abgeschlossen worden war. Dazu kam weiter der Nichtangriffspakt zwischen Rußland und Polen aus dem Jahre 1932, sowie der Baltenpakt von 1934, so daß auch hier eine Sicherung des bestehenden Zustandes in Osteuropa gegeben war. Außerdem hatte der Führer in seiner Reichstagsrede vom 21. Mai 1935 deutlich seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, mit jedem Nachbarn Nichtangriffs- und Gewaltausschließungsverträge (außer mit Litauen, solange die Verletzung des Memel-Status bestand), abzuschließen. Auch hierin kam wieder der deutsche Wille auf Ausschluß der Gewalt unter Offenhaltung friedlicher Regelung zum Ausdruck, genau wie im Abkommen mit Polen.

Frankreichs Blicke aber blieben mit der Besessenheit eines Kranken auf den Osten gerichtet. Bei allen Gelegenheiten, bei Ver-

tragsabschlüssen, die nicht im geringsten mit dem Osten zu tun hatten, blickte als ewiger Gegenstand französischer Sorge der Osten dennoch hindurch. Es gibt dafür überraschend aufschlußreiche Beispiele: Bei dem Besuch des französischen Außenministers Laval in Rom kamen die sogenannten „Römischen Abmachungen" vom 7. Januar 1935 zustande, die an Stelle der kühlen Beziehungen zwischen den beiden Ländern ein engeres bündnisartiges Einvernehmen herstellen sollten. Eine Ratifizierung dieser Abmachungen fand allerdings nicht statt. Der abessinische Feldzug trübte das französisch-italienische Verhältnis sehr schnell wieder, und anläßlich der Tunis-Krise wurde italienischerseits die Nichtigkeit der damaligen Pläne durch den Duce bestätigt. Auch bei Gelegenheit des Abschlusses dieser „Römischen Abmachungen" brach die französische Furcht um die Aufrechterhaltung von Versailles im Osten durch. Es wurde nämlich ein Punkt mit in dieses Abkommen aufgenommen, der eine Empfehlung Frankreichs und Italiens an die Adresse Deutschlands und Polens enthielt, ein Abkommen, zu gegenseitiger Grenzachtung abzuschließen. Bezeichnenderweise sollten sich nach dem Wunsche der „Empfehlung" alle die Staaten an diesem Abkommen beteiligen, die ihre neuen Grenzen Versailles „verdankten", nämlich Österreich, Ungarn, die Tschecho-Slowakei sowie Jugoslawien. Damit wurde der Sinn: starke Untermauerung von Versailles im Osten offenbar. So zeigte sich überall, selbst bei Verhandlungen, wo ganz andere Dinge zur Diskussion standen, das ängstliche französische Bestreben, die Ostregelung von Versailles endgültig sicherzustellen und in andere Pakte mit hineinzuschmuggeln. Bei den sogenannten „Londoner Vereinbarungen" anläßlich des französischen Ministerbesuches in der englischen Hauptstadt begegnen wir dem gleichen Mannöver. In der amtlichen Verlautbarung vom 3. Februar 1935 finden wir unter anderem das folgende Anraten: Die „Organisation der Sicherheit in Europa" soll durch die Beteiligung Deutschlands an einem Pakt zur gegenseitigen Unterstützung in Osteuropa erreicht werden. Womit London Paris erneut den Gefallen tat, dessen politischer Hauptsorge durch eine „Empfehlung", die auch alles blieb, eine gewisse Beruhigung zu verschaffen.

Frankreichs ewige Unruhe über den Osten mußte eines Tages Unruhe im Osten selbst schaffen. Dazu konnte der Abschluß des französisch-sowjetrussischen Beistandspaktes vom 2. Mai 1935 nur beitragen. Denn jetzt war es klar, daß ein Staat, der im Osten nichts zu suchen hatte, sich in alle Fragen der Ostpolitik einzuschalten gedachte, die allein die dort zuständigen Großmächte etwas angingen. Rußland selbst hat bei den Einkreisungsverhandlungen mit England im Jahre 1939 den tieferen Sinn aller derartigen Pläne erkennen können und durch das Freundschaftsabkommen mit Deutschland seine Folgerungen daraus gezogen.

Eigenartig muß in diesem Zusammenhang Englands Haltung im Laufe dieser ganzen Entwicklung, die so deutlich unter dem Zeichen der französischen Sorge um die Aufrechterhaltung von Versailles im Osten stand, berühren. Und das gerade zu unserer Zeit, wo wir um Englands mehrjährige Kriegsvorbereitungen gegen das Reich wissen. Dennoch hatte England gegenüber Frankreichs großen Kümmernissen um die Zustandebringung einer endgültigen Anerkennung von Versailles im Osten immer nur wie vorher gezeigt, wohlwollende Empfehlungen zur Hand, ohne tatsächlich im geringsten die von Paris so sehnlichst erwartete praktische Mitarbeit zu leisten oder Unterstützung zu gewähren. Dieser scheinbare Widerspruch ist nicht so schwer zu lösen wie es scheint, er ist im Gegenteil ein Beispiel mehr für die englische Festlandpolitik, die unter der „Balance of Powers" stets die bestimmende englische Vorherrschaft in Europa verstand.

Nach dem Weltkrieg war England gegenüber Frankreichs Garantiewünschen für den Versailler Zustand stets überaus zurückhaltend gewesen. Das bewies bereits das Scheitern der von Paris ersehnten französisch-britischen und französisch-amerikanischen Garantieverträge vom Juni 1919, nicht zuletzt auch die Tatsache, daß sich Amerika aus Europa zurückzog. Englands Interesse an Frankreich reichte damals höchstens bis zur Rheingrenze. Sehr bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Äußerung von Lord Curzon in einer Denkschrift aus dem Jahre 1922, daß es schon schwer genug sei, den Engländern klar zu machen, daß „the cis-Rhenish territory", d. h. die durch Versailles lt. Artikel 42 und 43 entmilitarisierte Zone ein Teil

französischen Interessengebietes sei. (Vielleicht läßt sich aus dieser Äußerung eines verantwortlichen englischen Politikers errechnen, welcher jahrelangen Arbeit es bedurfte, der englischen öffentlichen Meinung einzureden, daß das Weichselgebiet englische Interessenzone sei.) Aus dieser Stellungnahme Lord Curzons wird sich Englands im einzelnen bereits kurz geschilderte uninteressierte Stellungnahme zu allen französischen Ostsorgen erklären lassen. Zudem mag den Engländern jener Ausspruch von Lloyd George in Erinnerung geblieben sein, der mit Bezug auf die Ostregelung im März 1919 sagte: „Ich kann kaum eine stärkere Ursache für einen künftigen Krieg erblicken, als daß das deutsche Volk, das sich zweifellos als eine der kraftvollsten und mächtigsten Rassen der Welt erwiesen hat, rings von einer Anzahl kleiner Staaten umgeben werden soll, von denen viele aus Völkern bestehen, die noch nie vorher eine selbständige Regierung aufgestellt haben, aber jeder breite Massen von Deutschen umschließt, die die Vereinigung mit ihrem Heimatland fordern. Der Vorschlag der polnischen Kommission, 2 100 000 Deutsche der Aufsicht eines Volkes von anderer Religion zu unterstellen, das noch niemals im Laufe seiner Geschichte die Fähigkeit zur Selbstregierung bewiesen hat, muß meiner Beurteilung nach früher oder später zu einem Krieg in Osteuropa führen."

Es mochte England genügen zu wissen, daß, wie Lloyd George hier sagt, die Regelung in Osteuropa einen latenten Kriegsgrund geschaffen hatte, den man notfalls zur Entfesselung eines Kampfes herbeizuziehen konnte. Für die ersten annähernd 20 Nachkriegsjahre blieb es jedenfalls englische traditionelle Politik: Hände weg aus Osteuropa. Gelegentliche freundliche englische Ermunterungen Deutschlands konnten sogar dazu dienen, Frankreich nicht allzu stark werden zu lassen.

Als aber die bestimmende Macht nicht nur in Osteuropa, sondern in Europa überhaupt nicht mehr Frankreich war, sondern als alle politisch und geschichtlich bedeutenden Taten von Deutschland ausgingen, das dazu schritt, eine Wiedergutmachung des Versailles Unrechts in einzelnen Etappen durchzuführen, da entdeckte England plötzlich sein Interesse an Europa und schließlich an Osteuropa. Es steigerte seine Aktion angesichts der verschiedenen Phasen der deutschen Vernichtung des territorial durch Versailles geschaffenen Zustandes: Beim Anschluß Österreichs „protestierte" England, es „vermittelte" in der Sudetenkrise, es „erkannte nicht an" bei der Schaffung des Protektorats, kurz gesagt, es stellte sich in jedem Falle, wenn das Reich dazu schritt, ein Unrecht von Versailles wieder gutzumachen, hindernd in den Weg. Im Falle Polens schließlich „garantierte" es. Polen wurde bewußt von einer friedlichen Regelung der offenen Fragen mit dem Reiche, wie sie auf Grund des deutsch-polschen Abkommens vorgesehen war, abgehalten, zu Gewalttätigkeiten aufgehetzt, damit jener Konfliktsgrund, von dem Lloyd George sagte, daß er früher oder später zu einem Krieg in Osteuropa führen müßte, ausgelöst werden könnte.

Frankreich wurde von England solange mit seinen Osteuropa-Sorgen allein gelassen, wie es selbst stark genug schien, notfalls mit englischer Unterstützung, allen anderen Mächten gegenüber seinen Willen — das heißt, Englands gleichlaufende Interessen — durchzusetzen. Als aber der Fehlschlag der französischen Ostpolitik offenbar wurde, genau wie die Tatsache, daß Deutschlands gewaltiger Wiederaufstieg nicht aufzuhalten war, da verlegte England seine Grenzen an die Weichsel und bereitete planmäßig durch die Einkreisung den Krieg gegen Deutschland vor. Die alte Maxime wurde erfüllt: Keine Macht des Festlandes darf stärker werden als England und seine Verbündeten zusammen. Deshalb war Englands früheres scheinbares Desinteressement an Osteuropa nur ein vorgebliches, einerseits um Frankreich durch eine etwaige Unterstützung nicht zu stark werden zu lassen, andererseits weil England seine eigenen Interessen der Niederhaltung Deutschlands durch Frankreich hinreichend wahrgenommen sah und nach bewährter Methode lieber andere für sich arbeiten ließ, die ihm sehr willkommen die Vorarbeit für die Einkreisung abnahmen. Als Frankreich dann allerdings die Zügel aus der Hand glitten und ein Deutschland dastand, das an Stärke gewaltiger war als England und sein Festlandverbündeter in Paris zusammen, da griff es auf jenen Kriegsgrund im Osten zurück, den es selbst durch Versailles hatte legen helfen und den

Lloyd George so klar erkannt hatte. Dabei wußte England seine Aktion natürlich mit dem vorgeblichen „Schutz der kleinen Staaten" zu tarnen.

Die deutsche Vernichtung von Versailles im Osten aber wurde durchgeführt trotz den französischen Paktsystemen und trotz den späteren englischen Protesten. Und diese Liquidation von Versailles im Osten, die wir alle miterlebt haben, wurde nicht nur zu einer Liquidation von Versailles überhaupt, sondern sie wird nach dem von England leichtsinnig vom Zaun gebrochenen Kriege zu einer endgültigen Liquidierung der angemaßten englischen Schiedsrichterstellung in Europa führen, damit dieser Erdteil endlich Frieden finde.

Dr. Joswig.

Innenpolitische Strukturwandlungen im Protektorat

Mit den geänderten staatspolitischen Verhältnissen im böhmisch-mährischen Raum hat eine bedeutende Strukturwandlung im politischen Leben des tschechischen Volkes eingesetzt. Die alten politischen Parteien sind verschwunden, neue politische Organisationsformen an ihre Stelle getreten, die den Aufbau des innenpolitischen Lebens auf neuer Grundlage erstreben. Daß sich dieser Neuaufbau nicht ohne Reibungen vollzieht, erklärt sich nicht zuletzt aus der Tatsache, daß die alten Männer mit ihren alten parteigebundenen Ideen in den neuen politischen Organisationsformen tätig sind. Sie traten in die neue Organisation vielfach nicht mit der Absicht ein, in ihr die Vergangenheit zu vergessen, sondern sie in neuer Form zu pflegen. So ergibt sich die Tatsache, daß vielfach Männer das politische Leben des tschechischen Volkes beeinflussen, die ihre Karriere bereits im alten Österreich begonnen haben. Es ist überhaupt eine interessante Erscheinung im politischen Leben des tschechischen Volkes, daß seine politischen Parteien und seine Organisationsformen in den letzten 50 Jahren durch den Wechsel der Staatlichkeit keine wesentliche Veränderung erfahren haben. Die politische Gliederung des tschechischen Volkes erfolgte schon im alten Österreich hauptsächlich nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Die nationalpolitische einheitliche Ausrichtung des ganzen Volkes verwischte die sozialpolitischen und weltanschaulichen Unterschiede. Schon im alten Österreich war eine tschechische Bauernpartei die stärkste politische Gruppe. Die Arbeiter waren in der sozial-demokratischen und tschechisch-nationalsozialistischen Partei organisiert. Dazu gesellte sich eine Partei des bürgerlichen Nationalismus und die Repräsentation des politischen Katholizismus. In diesen fünf Hauptsäulen marschierte das tschechische Volk in dem von ihm 1918 begründeten tschechoslowakischen Staat. Die stärkste Partei in den Jahren 1918—1938 war die Agrarpartei. Sie vereinigte die Vertreter aller Kategorien des landwirtschaftlichen Besitzes, Klein-Häusler ebenso wie die Großgrundbesitzer. Die Arbeiterschaft verteilte sich zunächst auf die sozialdemokratische und nationalsozialistische Partei. Die radikalen Anhänger dieser Partei sammelten sich dann in der KPČ., die bürgerlichen Mittelstände unter der Führung Kramarschs in der Partei der Nationaldemokraten, von der sich gleich zu Beginn der tschechoslowakischen Staatlichkeit die Gewerbetreibenden abspalteten. Die Partei des politischen Katholizismus vereinigte, entsprechend ihrem Charakter einer sogenannten Volkspartei, alle Berufsstände und Gesellschaftsschichten in sich. Von den kleinen politischen Splittergruppen, die vielfach nur örtlich oder gebietsweise auftraten, kann man in diesem Zusammenhang absehen. Mit Ausnahme der tschechischen Agrarier, die es verstanden haben, sich durch alle Stürme des innerpolitischen Lebens in der Regierungslaube zu halten, wechselten die anderen Parteien zwischen der Opposition und Regierungsteilnahme. Ja, um das Jahr 1935 herum war sogar die KPČ. bereit in die Regierung einzutreten und bekundete ihre staatsloyale Gesinnung dadurch, daß sie für wichtige Kapitel des Voranschlages der Regierung stimmte.

Es hat in diesen zwei Jahrzehnten nicht an Stimmen aus dem tschechischen Lager gefehlt, die eine Vereinheitlichung des tschechischen Parteilebens forderten. Aber ihre Rufe gingen im Chor der Demokraten unter, die dem sogenannten freien Spiel der politischen Kräfte das Lied sangen.

Die Ereignisse des Jahres 1938 empfand das tschechische Volk als den Zusammenbruch der Politik seiner Regierungen. Die bisher vereinzelten Rufe nach Sammlung der politischen Kräfte verstärkten sich zur Stimme des Volkes und führten dazu, daß die alten Parteien allmählich verschwanden. Dieser Liquidationsprozeß wurde durch die Ereignisse des März 1939 beschleunigt. Heute ergibt sich folgendes Bild von der Aufgliederung des tschechischen Volkes:

Die von den maßgebenden tschechischen Stellen geförderte Einheitsorganisation ist die „Národní Sourucenství". Sie will die einzige politische Repräsentantin des tschechischen Volkes sein. Es gelang ihr aber nicht, sich restlos durchzusetzen. In oppositioneller Haltung zur „Národní Sourucenství" steht das „Tschechische national-soziale Lager". Ihm gehören die „Vlajka-Gruppe", der „National-arische Kulturverband" und die „Mährischen Faschisten" an. Im Oktober bildete sich ein tschechisches „nationales Aktionskomitee", dem u. a. angehören der „Arische Kulturverband", Faschistische Gruppen und zwar die sogenannten oppositionellen Anhänger der ehemaligen Kramarsch-Partei, dann der „Vorbereitungsausschuß für eine deutsch-tschechische Gesellschaft". Zu ihm in Opposition steht der offizielle „Tschechische Verband für Zusammenarbeit mit den Deutschen", und schließlich die „Aktion für die nationale Wiedergeburt". Diese Gruppen stehen durch zahlreiche persönliche Bindungen der „Nár. Sour." nahe. Unklar ist die Stellung der sogenannten böhmischen und mährischen Faschisten. Neben der „Nár. Sour." gibt es also ungefähr 15 politische Gruppen, von denen politisch und zahlenmäßig das „Tschechische nationalsoziale Lager" unter der Führung Jan Rys das bedeutendste ist.

Der bekannte politische Schriftsteller Max Karg, Herausgeber des „Prager Zeitungs-Dienstes" hat an die führenden Männer der beiden großen Gruppen, Josef Nebeský und Jan Rys einige Fragen gerichtet, deren Beantwortung ein klares Bild von ihrer verschiedenartigen Einstellung zu den aktuellen Problemen geben:

Josef Nebeský,

Leiter des Hauptausschusses des Národní Sourucenství":

Wann erscheint das Programm des „Nar. Sour." und welche hauptsächlichen Grundsätze wird es enthalten?

Die Programmkommission arbeitet an der Schlußredaktion des kulturpolitischen Teiles des Programmes des „Nár. Sour.". Das ganze Programm ist eine gewissenhafte, allseitige und begreiflicherweise auch eine verantwortliche Arbeit. Jetzt studiert der Herr Staatspräsident dieses Elaborat. Nach Genehmigung dieses Teiles durch den Ausschuß des „Nár. Sour" wird das ganze Programm veröffentlicht werden, denn der nationalpolitische und der wirtschaftlich-soziale Teil dieses Programmes wurden bereits genehmigt. Das Programm des „Nár. Sour." beinhaltet in seinen Grundzügen die Detaillierung und Konkretisierung der drei Hauptgrundsätze des „Nár. Sour.": Volksgemeinschaft, soziale Gerechtigkeit, Kultur und Erziehung in nationalem und christlichem Geiste. Das Programm ist freilich die Zukunft und daher ist ein gesundes zahlenmäßiges, physisches und sittliches Wachstum unseres Volkes unser Hauptprogramm.

Jan Rys,

Leiter des „Tschechischen nationalsozialen Lagers":

Wie lautet das Programm der CNST. und welche Hauptgrundsätze enthält es?

Das Programm des CNST. ist im Grunde das Programm der politischen „Vlajka"-Bewegung, wie es im Jahre 1932 verkündet wurde. Es entstand aus der vitalistischen Philosophie des Prof. Dr. Mares und wurde im Detail durch praktisch erprobte Grundsätze anderer moderner Nationalismen (des deutschen Nationalsozialismus und des italienischen Faschismus) und dadurch ergänzt, daß es „tschechische neuzeitliche Nationalbewußtsein" (zum Unterschied vom liberalistischen „Patriotismus") eine tschechische Gliederung einer neuen Weltanschauung ist.

1. Volksgemeinschaft — Unterstellung des Einzelnen unter den höheren Organismus: das Volk (gegenüber dem liberalistischen Individualismus); sie ist eine praktisch totale autoritäre Einrichtung.

2. Soziale Gerechtigkeit — Grundlage des Wohlbestandes ist die Arbeit (nicht das Gold; das Kapital ist Mittel, keinesfalls Zweck), bei Arbeitspflicht und bei ordentlicher Ent-

Welchen Standpunkt nimmt das „Nar. Sour“ zur Propaganda der Benesch-Emigration ein?

Der Standpunkt des „Nár. Sour.“ geht konform mit dem Standpunkt des Herrn Staatspräsidenten und der Regierung wie er klar und unzweideutig ausgesprochen wurde. Der Ausschuß des „Nár. Sour.“ wurde durch das Vertrauen des Herrn Staatspräsidenten zu seiner Arbeit berufen, er ist sich der nüchternen Tatsachen bewußt und lehnt es ab, daß in diese seine Arbeit und in diese Situation woher immer eingegriffen werde. Wenn Sie mit jener Propaganda das meinen, was vom ausländischen Rundfunk behauptet wird, dann muß ich gewiß nicht erst erklären, daß es sich hier um eine Waffe handelt, von der niemand verschont bleibt, und ich wiederhole neuerdings: Hier sind wir, hier leben wir und hier müssen wir selbst unser Schicksal gestalten.

Welchen Standpunkt nimmt das „Nár. Sour.“ zur Judenfrage ein?

Die Judenfrage wurde durch den Erlaß des Herrn Reichsprotektors gelöst. Das „Nár. Sour.“ hat die Grundsätze dieser Regelung in sein Organisationsstatut übernommen und konsequent durchgeführt. Die Regierung des Protektorates hat im Einvernehmen mit dem „Nár. Sour.“ in der Judenfrage eine Reihe von administrativrechtlichen Durchführungsmaßnahmen getroffen, welche mit ähnlichen Vorkehrungen des Reiches gleichfalls übereinstimmen. Ich meine damit die Frage der Arisierung, die verschiedenen Beschränkungsverordnungen bezüglich des Verkehrs von Ariern mit Juden u. ä. Alle diese Schritte entsprechen den im Reiche geltenden Bestimmungen und das „Nár. Sour.“ war an ihrer Durchführung unmittelbar beteiligt.

Welches Verhältnis hat das „Nár. Sour.“ zum deutschen Volk und zur NSDAP.?

Das tschechische Volk ist sich der Tatsache vollkommen bewußt, daß es durch Jahrhunderte im deutschen Kulturkreis gewachsen ist und sich dort entwickelt hat. Im März 1939 gelangte es überdies auch in den politischen Machtbereich des Reiches, welcher Tatsache staatsrechtlich durch die Institution des Protektorates Ausdruck verliehen wird. Das tschechische Volk hat dadurch sein Verhältnis zum deutschen Volke, dessen Führer selbst in den Protektoratserlaß die Worte über die Erhaltung der Eigenständigkeit und des lohnung der Arbeit, welche durch die Tschechische Arbeitsfront geschützt werden wird.

3. Christliche Moral — sie stellt die Ehrfurcht gegenüber der Familie, die Ehrenhaftigkeit und das Vertrauen in das Leben im Volke und unter den Völkern wieder her.

4. Kameradschaftliche Zusammenarbeit mit jenen arischen Völkern, die sich zur neuen Weltanschauung bekennen. (Im Grundzug ist dies bereits bei Maresch Installationsrede aus dem Jahre 1913 enthalten.)

Dies sind die grundlegenden Punkte des konstruktiven Programmes, außer dem negativen Teil des Programmes (Judentum, Freimaurertum, politisches Parteiwesen, Revision der Tätigkeit und des Besitzes von politisch und öffentlich tätigen Personen u. a.), an dem trotz aller Ereignisse seit dem Jahre 1932 nichts geändert werden mußte. Es liegt aber nicht an dem Aufstellen eines schönen Programmes, sondern daran, wer es durchführt und ob er selbst darnach lebt. Die „Vlajka“ veranstaltete für ihre Mitglieder ideemäßige Schulungen, deshalb hielt sie auch ein Jahr in der Illegalität aus; diese Schulungen wird auch das CNST. veranstalten — pflichtmäßig, weil es nicht nur Unzufriedene organisieren will, sondern Überzeugte, und dies auf dem natürlichen Wege durch den Aufbau von unten nach oben.

Welchen Standpunkt nimmt Ihre Organisation zur Propaganda der Benesch-Emigration ein?

Einen absolut ablehnenden Standpunkt, so wie es ein Feind der Katastrophen-Politik Beneschs und seiner Anhänger durch die ganzen Jahre seiner politischen Macht und vor Anfang der Bewegung an war. Zur Unschädlichmachung dieser Propaganda ist die beste Waffe die deutlich, allerdings mit Überzeugung verkündete Wahrheit.

Wie ist der Standpunkt Ihrer Organisation zur Judenfrage?

Das CNST. will die Judenfrage bis in alle Konsequenzen lösen, und zwar durch Anwendung der praktisch erprobten Nürnberger Gesetze. Die Lösung der Judenfrage auf rassischer Grundlage war stets die Grundforderung aller Gruppen, die heute das CNST. bilden. Auch hier muß man die Notwendigkeit einer geeigneten, bisher vernachlässigten Propaganda besonders durch die Presse und Rundfunk über das Grundlegende der Judenfrage und die Tätigkeit des Juden-

Schutzes gelegt hat, eindeutig bestimmt. Ich kann den bezüglichen Passus aus dem nationalpolitischen Teile des Programmes des „Nár. Sour." als Beweis dafür zitieren, daß wir diesen Fragen nicht ausgewichen sind und daß wir uns mit ihnen schon früher, bei der Ausarbeitung des Entwurfes unseres Programmes, positiv auseinandergesetzt haben.

Dort lesen wir im Kapitel „Die Deutschen und Nachbarn": Da sich das deutsche Volk, mit welchem wir von Beginn unserer Geschichte an gemeinsam lebten, sich zum Gedanken eines neuzeitigen Nationalismus bekannt hat, für welchen jedes Volk ein unzerstörbares und eigenständiges Ganzes ist, glauben wir daran, daß es die Lebensbedürfnisse des tschechischen Volkes begreift. Deshalb gestalten wir unser Verhältnis zu ihm auf dem Boden des gegenseitigen Erkennens und Begreifens, sowie einer aufrichtigen Übereinstimmung, in der Hoffnung, daß auch das deutsche Volk die Mittel für eine dauernde positive Zusammenarbeit findet. Unser Volk sichert sich am besten die Bedingungen seiner Entwicklung, wenn es in Übereinstimmung mit den Deutschen den Weg des Friedens und der Verständigung mit allen benachbarten Völkern sucht."

Unser Verhältnis zur NSDAP. muß nicht nur vom Standpunkte politischer Klugheit, sondern auch vom Standpunkt der Bewunderung für ihre hervorragende Organisation gestaltet werden. Das „Nár. Sour." hat in dieser Richtung einen ehrlichen Schritt getan, durch die Errichtung einer besonderen Kommission für die Beziehungen mit der NSDAP. und schließlich hat der Herr Staatspräsident auf Anregung des Ausschusses des „Nár. Sour." auch die Mitglieder des Ausschusses des „Tschechischen Verbandes für die Zusammenarbeit mit den Deutschen" ernannt.

Das „Nár. Sour." hat erklärt, es bedürfe, um die volle Verantwortung für die Haltung und Führung übernehmen zu können, der Erfüllung gewisser Voraussetzungen. Welches sind diese Voraussetzungen?

Schon in der Antwort auf die dritte Frage habe ich mich über die Schwierigkeiten geäußert, welchen wir beim besten Willen zur politischen Verantwortung begegnen. Wir müssen die volle Freiheit des Verkehrs mit der tschechischen Bevölkerung durch Ertums nachdrücklich betonen, weil es schädlich ist, in den Augen des Volkes ohne Aufklärung aus den Juden Märtyrer zu machen.

Für diese Arbeit hat das ENST. in gleicher Weise wie in der Frage der Propaganda gegen das Freimaurertum gegen die Emigranten und für die ideologische Umschulung bisher vergeblich seine Kräfte angeboten und wirkt daher nur in den Grenzen seiner Möglichkeiten.

Wie ist das Verhältnis des ENST. zum deutschen Volke und zur NSDAP.?

Das Verhältnis zum deutschen Volke ist einmal durch den 4. Programmpunkt „Kameradschaftliche Zusammenarbeit mit jenen arischen Völkern, die sich zur neuen Weltanschauung bekennen", dann durch die Zugehörigkeit beider Völker zur nordischen Rasse und schließlich historisch, geographisch und politisch gegeben. Die Kameradschaft muß aus dem gegenseitigen Vertrauen erwachsen und garantiert auch dem zahlenmäßig weniger starken Partner Gleichwertigkeit. Dieses Milieu des Vertrauens vorzubereiten, ist die nächste Aufgabe des ENST.

Das Verhältnis des ENST. zur NSDAP. ist nur eine Anknüpfung an das kameradschaftliche Verhältnis der „Vlajka" zur gewesenen SdP. Und in gleicher Weise, wie die Garantie des Programmes jene bilden, die es durchführen, so wird auch dieses Verhältnis vor allem durch die repräsentierenden Personen bestimmt.

Unter welchen Voraussetzungen könnte das ENST. seine Sendung erfüllen?

Zur Schaffung einer Atmosphäre des Vertrauens zwischen dem tschechischen und dem deutschen Volke und zu der aus dieser sich ergebenden Erfüllung der programmatischen Grundsätze muß das ENST. die Gleichberechtigung mit jenen Elementen, die dieses Streben des ENST. sabotieren, erlangen: das ist in erster Linie die Legitimität. Erst auf dieser Grundlage hat der Kampf um die Umschulung des Volkes Aussichten auf Erfolg, wie es der Verlauf der Ereignisse zum Vorteil des Volkes und des Reiches verlangt. Ohne Zweifel muß um die Seele des tschechischen Volkes gerungen werden, denn die notwendige Umschichtung kann man nicht dekretieren.

Die kämpferische Tradition und die programmatische Verwandtschaft des tschechischen neuzeitigen Nationalbewußtseins mit dem

klärungen in Rundfunk und Presse haben. Volle Verantwortung kann nur dort sein, wo auch volle Kompetenz und alle Mittel zur Autorität sind. Wir wollen den Menschen der politischen Vergangenheit im Geiste der neuen Tatsachen ehrlich und konsequent umformen. Wir besitzen dabei das Vertrauen unseres Staatspräsidenten, wir verlangen dabei Unterstützung und Hilfe unserer Regierung, gleichzeitig aber auch die freundliche und loyale Hilfe des Reiches.

deutschen Nationalsozialismus gibt dem CNST. die sittliche Kraft und die Berechtigung, diesen Kampf anzutreten, sowie den Willen und den Glauben, in ihm zu siegen.

Dadurch erwächst aber dem CNST. und damit auch dem tschechischen Volke die selbstverständliche Pflicht einer aktiven Teilnahme am Kampfe der nationalbewußten Staaten für den Sieg der neuen Weltanschauung, der heute hauptsächlich von dem Großdeutschen Reiche geführt wird.

Diese Ausführungen der Vertreter der bedeutendsten Gruppen im tschechischen Volk zeigen deutlich die Wirksamkeit der Vertreter der alten tschechischen Parteien in der „Nár. Sour.", die sie nicht zu jener klaren Stellungnahme zu den Problemen kommen läßt wie das nach neuer Lebensform des tschechischen Volkes drängende nationale Leben. — rer —

Das deutsche Volkstum im Karpatenraum

Mit der Verselbständigung der Slowakei wurde ein im langen Kampf um sein Recht politisch geeinter und ausgerichteter, lebendiger Teil des deutschen Volkskörpers, das Karpatendeutschtum, vor die große und verantwortungsvolle Aufgabe gestellt, in diesem Staate, an den Toren des Großdeutschen Reiches, deutsche Art und deutsches Wesen hochzuhalten und den Beweis zu erbringen für die Richtigkeit der vom Führer selbst vertretenen neuen Konzeption von Nationalismus und ethnischen Gegebenheiten, daß zwei- und auch mehr-verschiedene Völker nicht nur nebeneinander, sondern auch miteinander friedlich leben und gedeihliche Aufbauarbeit leisten können.

Vor mehr als 800 Jahren begann die Zuwanderung deutscher Kolonisten in das heutige Gebiet der Slowakei, die während der nachfolgenden Jahrhunderte bis heute eigentlich nie aufhörte. Schon vorher waren da und dort germanische Stämme zu finden, die den Grundstock zu einer germanischen Kolonisation bildeten. Diese Stämme aber — es waren vor allen die Quaden und die Markomannen — konnten wegen ihres kriegerischen Charakters nicht seßhaft werden. Aus fast allen deutschen Gauen kamen um die Jahrtausendwende deutsche Kolonisten, die als Bauern, Handwerker und Bergleute das Land alsbald zu blühendem Wohlstand brachten. Sie gründeten Städte, schufen Industrien und waren als Hauptvertreter des damaligen Bürgertums bald Träger des Handels, des Gewerbes, des städtischen Beamtentums und auch des Lehrerstandes. Die Städte der Slowakei — auch solche, die man für rein slowakische oder slawische Gründungen hielt — weisen unverkennbar auf deutsche Gründer hin. Sie alle besaßen im Mittelalter das deutsche Stadtrecht, und die Chroniken und Matriken wurden — sofern nicht lateinisch — deutsch geschrieben.

Als dann in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Magyarisierung in der zum Königreich Ungarn gehörenden Slowakei überhandnahm, wurden die deutschen Schulen, die während all der vergangenen Jahrhunderte zum Teil die einzigen Unterrichtsanstalten des Landes waren, aufgehoben und durch magyarische ersetzt. Das Apponyische Schulgesetz tat sein übriges. Wenn auch die Deutschen in dem Gebiete der jetzigen Slowakei nie vorher ein ausgesprochenes nationales Selbstbewußtsein an den Tag legten, wie wir es heute unter dem Begriffe „völkisch" verstehen, so hatten sie doch ihr Volkstum durch mehr als acht Jahrhunderte bewahrt. Durch den augenscheinlichen Kampf gegen das noch unausgeprägte, sozusagen im Unterbewußtsein schlummernde Volkstum wurde zum ersten Male ein Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl erweckt, das durch den gemeinsamen Kampf der österreichisch-ungarischen mit der deutschen Wehrmacht im Weltkriege noch bestärkt wurde.

Einer politischen Einigung vor dem großen Kriege stellte sich nicht allein das Fehlen einer einigenden Idee, sondern vielmehr der Umstand hinderlich entgegen, daß das Karpatendeutschtum nicht nur in seiner Zusammensetzung das mannigfaltigste Bild aufweist, sondern auch auf das ganze Gebiet der Slowakei zerstreut ist und nur in drei größeren Verbänden geschlossen lebt. Deutsche aller Stämme bilden das heute etwa 160 000 Menschen zählende Karpatendeutschtum. Die meisten von ihnen wohnen in der Deutsch-Proben-Kremnitzer Sprachinsel (etwa 60 000), rund 40 000 in der Zips und fast ebensoviele in der Preßburger Sprachinsel, während der Rest auf Streusiedlungen in der ganzen Slowakei verteilt ist.

Die Zeit der Tschechoslowakei brachte für das Karpatendeutschtum eine wesentliche Wandlung: durch das gemeinsame Geschick mit den Sudetendeutschen verbunden, fanden die Karpatendeutschen schon vor der Machtergreifung des Führers den Weg zum Sudeten- und damit zum Gesamtdeutschtum. Spielte bis in die Jahre 1926—28 der Deutsche Kulturverband hierbei die führende Rolle, so übernahm die im Jahre 1927 gegründete „Karpatendeutsche Partei" bald diese Aufgabe. Beim Einigungswerk wirkten sich anfänglich die lange Magyarisierung und die terroristischen Methoden der Tschechen nachteilig aus, als aber im Jahre 1933 Adolf Hitler im Reich die Macht ergriff, als die NSDAP. aufgelöst und unter Führung Konrad Henleins die „Sudetendeutsche Heimatfront" ins Leben gerufen wurde, stand das Karpatendeutschtum fester und geeinter da. Es hatte erkannt, daß es ein Teil, ein lebendiges Stück des Gesamtdeutschtums war. Die Begeisterung über die Taten des Führers brachte die noch in vielen Parteien zersplitterten Volksgenossen einander näher und allmählich reifte das erwachte nationale Selbstbewußtsein zu nationalem Kämpfertum. Die Karpatendeutsche Partei als Trägerin des Willens aller volksbewußten Deutschen dieses Raumes schloß sich der Bewegung Konrad Henleins an und gewann durch das Ergebnis der Parlamentswahlen von 1935 erstmalig in seiner Geschichte politische Bedeutung. Das Karpatendeutschtum nahm nunmehr an der Entwicklung des Deutschtums im Tschechenstaate regen Anteil. Im Jahre 1937 feierte die KDP. (Karpatendeutsche Partei) ihr zehnjähriges Bestehen. Zur Kundgebung des feiernden Karpatendeutschtums war Konrad Henlein nach Preßburg gekommen und hatte öffentlich verkündet, daß sich das Sudetendeutschtum zu den Brüdern im Karpatenraume stets so bekennen wolle, wie dies das Karpatendeutschtum bei den Parlamentswahlen im Mai 1935 dem Sudetendeutschtum gegenüber getan hatte. Die Schicksalsgemeinschaft war geschlossen. Mit Zuversicht ging das Deutschtum der Slowakei den großen Ereignissen des Jahres 1938 entgegen.

Mit geradezu unheimlicher Geschwindigkeit lösten Ereignisse von welthistorischer Bedeutung einander ab: Befreiung der Ostmark, riesige Erfolge der SDP. und der KDP. bei den Gemeindewahlen, die Toten von Eger, Mobilisierung, Lord Runciman, September 1938; Am 16. September 1938 sprach die ohnmächtige Regierung der schon zum Tode verurteilten Tschechoslowakei das Verbot der SDP. und der KDP. aus. Amtswalter wurden verhaftet, viele mußten fliehen, und der Terror gegen alles Deutsche kannte auch in der Slowakei keine Grenzen, wenn er auch bei weitem nicht die Formen annahm, wie er in Böhmen und Mähren wütete. Der 23. September brachte die Mobilisierung, die zweite in diesem Jahre! Jetzt mußte die Entscheidung kommen! Das Deutschtum der ehemaligen Tschechoslowakei stand auf. Alle waren zum letzten Einsatz bereit. Drei Tage später war in München die Entscheidung gefallen. Fast dreieinhalb Millionen Deutscher kehrten heim ins Reich. Das Karpatendeutschtum aber mußte auf seiner vorgeschobenen Vorpostenstellung ausharren.

Der 6. Oktober 1938 brachte eine Wendung im Schicksal des Karpatendeutschtums. Die Slowaken beschlossen in Sillein die Autonomie der Slowakei, und ihr erster Ministerpräsident, Dr. Tiso, billigte den alten Kampfgenossen der Autonomisten, den Karpatendeutschen, das Recht der freien politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung zu. Das Karpatendeutschtum durfte sich nun offen zum Führer Adolf Hitler und zum Nationalsozialismus bekennen und es einigte sich in der neugeschaffenen Volksorganisation, die unter dem Hakenkreuz die neuen Aufgaben übernahm. Mitte Oktober fand die erste große Kundgebung der „Deutschen Partei" in Preßburg statt. Zehntausende füllten den alten Fischplatz, der mit

den Hakenkreuzfahnen der jungen Bewegung geschmückt war. Der Jubel, der dem ersten Redner aus dem Reich, der zum Karpatendeutschtum sprach, entgegenschlug, dieser Jubel sprach eine eindeutige Sprache. Und als dann der Führer der karpatendeutschen Volksgruppe, Franz Karmasin, die Sendung des Karpatendeutschtums bekanntgab, das nach dem Willen des Führers vor den Toren des Reiches Wacht halten sollte, da gipfelte der Ausdruck der Geschlossenheit dieser Volksgruppe in dem Ruf „Führer befiehl, wir gehorchen" und wie ein Gebot erklangen die Lieder der deutschen Nation.

Zusammen mit den Slowaken wurde nun an der Schaffung einer besseren Zukunft gearbeitet, und als sich im März herausstellt, daß ein Zusammenleben mit den Tschechen nicht möglich sei, da kämpften die Deutschen Schulter an Schulter mit den Slowaken für die Selbständigkeit der Slowakei. Der 14. März brachte für die Slowaken die Erfüllung seiner tausendjährigen Sehnsucht, für die Deutschen dieses Raumes aber den Auftrag, in dieser seit langen Jahrhunderten gemeinsamen Heimat ein friedliches Aufbauwerk zu beginnen und zugleich Brücke zu sein zwischen dem Großdeutschen Reich und dem jüngsten Staat Europas.

Die im langen gemeinsamen Kampf erstandene Freundschaft zwischen den Deutschen und den Slowaken fand ihre Krönung im gemeinsamen Einsatz der slowakischen Armee und der deutschen Wehrmacht beim Feldzug in Polen. Der unter dem Schutze Großdeutschlands stehende slowakische Staat nahm während der kurzen Zeit seines Bestehens einen ungeahnten Aufschwung.

Nicht allein aus Dankbarkeit für den Einsatz in schwerer Zeit, sondern aus wirklich inniger Freundschaft und teilweise auch aus kluger Voraussicht haben es die maßgebenden Faktoren der Slowakei verstanden, zum Reich und zum Deutschtum ein positives Verhältnis zu finden. Wohl sind die Volksgruppenrechte noch nicht gesetzlich verankert, doch genießen die Deutschen in der Slowakei heute jede nur erdenkliche Freiheit. Sie haben ihre eigenen Schulen, ihre eigenen Organisationen, ihre eigenen Körperschaften, sie verwalten die Angelegenheiten ihrer Mehrheitsgemeinden selbst und nehmen an der Führung des Staates durch zwei deutsche Abgeordnete und durch das „Staatssekretariat für die Belange der deutschen Volksgruppe in der Slowakei" teil.

Die Volksorganisation der Deutschen dieses Raumes, die nach dem Muster der NSDAP. organisierte „Deutsche Partei", zählt mehr als 55 000 Mitglieder, die Jugendorganisation, die DJ. (Deutsche Jugend), der BdM. und die Wehrformation der Karpatendeutschen, die FS. (freiwillige Schutzstaffel) bieten die Gewähr dafür, daß diese Gruppe deutscher Menschen in einheitlicher und mustergültiger Geschlossenheit die Aufträge des Führers erfüllt, in diesem durch den Führer geschaffenen selbständigen slowakischen Staat vorzuleben, wie zwei Völker in gemeinsamen friedlichem Schaffen auch die größten Aufgaben bewältigen können und dadurch beispielgebend sind für alle Staaten und Völker der Welt. K. Goldbach.

Das „Baltische Institut in Gdingen"

Ein Schlußstrich

Zu den mehr oder weniger geschickt arbeitenden Einrichtungen des verschwundenen polnischen Staates gehörte die sich als wissenschaftlich gebende Propaganda-Zentrale für die Kampfthesen der polnischen Wissenschaft gegen Deutschland: Das „Baltische Institut in Gdingen", dem heutigen Gotenhafen.

In den vergangenen Jahren hat gerade unsere Zeitschrift wiederholt Front gemacht gegen die von dort betriebene Verquickung von Politik und Wissenschaft, die mit „Politischer Wissenschaft" ihrerseits nichts zu tun hat. Das „Baltische Institut" ist nunmehr von den zuständigen deutschen Stellen liquidiert worden, wobei für die deutsche

wissenschaftliche Arbeit keinerlei Überraschungen gefunden wurden, die eine Übernahme des Instituts für die deutsche Wissenschaft gerechtfertigt hätten. Wohl aber wurden eine Reihe von anderen Feststellungen gemacht, die den Charakter dieser polnischen „wissenschaftlichen" Zentrale ziemlich eindeutig kennzeichnen.

Was „Das Baltische Institut" war, dürfte den meisten von unseren Lesern bekannt sein; ein Publikations-Institut, durch dessen Hände in jedem Jahr mehrere mehr oder weniger wissenschaftliche Arbeiten herausgingen, ein Forschungs-Institut, daß sich in erster Linie mit seewirtschaftlichen Fragen befaßte und in dritter und wichtigster Linie eine Publikationsstelle, die in Kleinformat gehaltene Arbeiten in englischer, französischer und deutscher Sprache in die Welt hinaussandte, die vor allen Dingen Polens Rechte an der polnischen Ostsee und Polens Anrecht auf den Zugang zum Meer unter Beweis zu stellen liebte.

Es wurde durch einen Mann geleitet, der in erster Linie wohl Wirtschaftler und erst dann ein Wissenschaftler gewesen ist. Es hatte einen umfangreichen Mitarbeiterstab, der sich in weitestem Ausmaß mit Übersetzungsarbeiten befaßte. Aber, wie man das an Ort und Stelle feststellen konnte, trug auch diese polnische Einrichtung den Stempel so vieler anderer Errungenschaften des polnischen Staates, und zwar war eine schöne Fassade aufgebaut, ein prächtiges Büro eingerichtet, ein großer Apparat erstellt worden, der über das hinwegtäuschen sollte, was wohl auch seine Mitarbeiter und Leiter empfunden haben: — das Bewußtsein, mit unzulänglichen Mitteln eine aussichtslose Position zu halten. Es soll hier nicht aus der Schule geplaudert werden, was für innere Schwierigkeiten „Das Baltische Institut" in Polen selber gehabt hat. Das sind Dinge, die heute wirklich keinen Menschen mehr interessieren, weil das Problem an sich verschwunden ist. Aber auf einige Einzelheiten soll hier noch einmal aufmerksam gemacht werden, bevor die Akten über diesen merkwürdigen Fall von „Wissenschaft und Propaganda" endgültig geschlossen werden.

Es wurden im „Baltischen Institut" die Jahresbilanzen der Geldgeber gefunden. Sie beliefen sich durchschnittlich im Jahre auf etwa 120—150 000 Zloty. Das Geld kam nicht etwa von der Wissenschaft her, nicht vom Erziehungs-Ministerium, sondern vom Außenministerium und von der Wirtschaft. Wie sehr der Ton auf Propaganda gelegen hat, bewies ein vorgefundener Brief des Institutsleiters an das Außenministerium in Warschau. Schon am 26. August war dem „Baltischen Institut" der Boden in Gotenhafen zu heiß geworden, denn der Institutsleiter schrieb nach Warschau, daß er vor dem Entschluß stehe, das Institut nach Warschau zu evakuieren, und daß er dabei vor allen Dingen die Kisten mit den englisch und französisch abgefaßten Propaganda-Bändchen unter besonderer Bedeckung in das Palais Brühl zu schaffen beabsichtige. Es ist den Herren dann aber alles etwas zu schnell gegangen, denn das gesamte Institut wurde — zwar in zehn Kisten verpackt, aber vollständig — vorgefunden. Bei einer gründlichen Durchsuchung wurde vor allen Dingen e i n e sehr merkwürdige Tatsache festgestellt: am Schluß seiner „Arbeit" hat sich „Das Baltische Institut" überhaupt nicht mehr mit wissenschaftlichen Dingen befaßt. Halb verbrannt lagen in einem Herd ins Polnische übersetzte Greuelmeldungen über Deutschland, fanden sich indirekte Aufforderungen zum Widerstand der polnischen Zivilbevölkerung gegen das deutsche Heer — in einer Badewanne versteckt lag ein in diesem Sinne gehaltener Nachrichten-Dienst, mit dem das ach so wissenschaftliche „Baltische Institut" die höheren polnischen Kommandostellen und Zeitungen versorgt hatte. Im Schreibtisch des Direktors schließlich lag ein ungedruckter Hetzartikel gegen den Führer!

Für den, der immer noch geglaubt haben sollte, man habe es im „Baltischen Institut" mit einer wissenschaftlichen Einrichtung zu tun gehabt, dürfte damit ja nun endgültig die letzten Zweifel beseitigt sein. Gewiß berechtigt der Krieg zu der Wahl vieler Mittel, aber es war doch etwas kriegsstark, daß sich ausgerechnet ein sich wissenschaftlich gebärendes Institut mit jenen Kreaturen in eine Reihe stellt, die durch ihre Aufforderung zum Kampf der polnischen Zivilbevölkerung gegen das deutsche Heer ein unnötiges und unendliches Leid über ihre eigenen Volksgenossen gebracht haben.

„Das Baltische Institut" hat damit unter seine Arbeit einen Schlußstrich gesetzt, der auch den etwas Eingeweihteren erstaunte, denn immerhin gibt es ja in der übrigen Welt eine gewisse wissenschaftliche Höflich-

keit und Gradheit, die unbeschadet eigener volksmäßiger Anschauungen den fremden Wissenschaftler als solchen achtet und ihn mit dem eigenen in Zusammenarbeit oder Auseinandersetzung auf dieselbe Stufe stellt. Die Entwicklung hat denjenigen Recht gegeben, die schon in früheren Jahren, ohne daß sie um die „Geheimnisse" des „Baltischen Instituts" wissen konnten, auf dem Standpunkt gestanden haben, daß man es dort nicht mit wissenschaftlicher Arbeit, sondern mit einer Propaganda zu tun gehabt hat, die das polnische Außenministerium bezahlte.

D.K.

DER DEUTSCHE IM OSTEN

Jahrgang 2 Mitte Dezember 1939 Heft 10

Inhaltsverzeichnis

Das Titelbild zeigt eine Zeichnung von Friedrich Kunitzer: „Deutsche Bäuerin aus Radogoszcz." Zu Willy Heier: „Deutsche Gegenwartskunst an Weichsel und Warthe."

Die Bildvorlagen sind von:
Eigenes Archiv Seite 1, 6, 7, 14, 15, Kunstdrucktafel I, IV; Gottheil & Sohn, Danzig, Seite 9, 10; Staatsfachschule für Glasindustrie, Haida, Seite 19, 21, 23, 25, 26, Kunstdrucktafel II; Foto-Scherl Seite 29, 35, 37, Kunstdrucktafel III; Staatl. Landesmuseum Danzig, Seite 58 (entnommen aus F. A. Meyer, Daniel Gabriel Fahrenheit, Danzig 1936), 61.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Herbert Böhme, München-Lochham; Dr. Karl Wilhelm Fischer, Hohenelbe; Willy Heier, Beuthen OS.; Paul Habraschka, Martinau ü. Beuthen OS.; Dr. Horst Joswig, Danzig; Dr. Detlef Krannhals, Danzig-Oliva; Kilian Koll, Nikolaiken Ostpr., z. Zt. im Felde; Leo Krzoska, Kattowitz, Dr. Hanns Bernhard Lauffer, Hermsdorf ü. Kynast, Krs. Hirschberg, Riesengeb.; Friedrich Albert Meyer, Danzig-Oliva; Willibald Omansen, Zoppot; Erich Post, Danzig; Ruth Storm, Berlin; Martin Vollmann, Leipzig; Josef Wiessalla, Oppeln; Fritz Woike, Opladen.

Herausgeber: Wilhelm Zarske und Dr. Karl Hans Fuchs, unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Detlef Krannhals (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Ketterhagergasse 11/12. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Willy Binder, Berlin. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Die Auslieferung erfolgt bis auf weiteres durch die Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten", Berlin W 8, Unter den Linden 47.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Ketterhagergasse 11/12, erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50. Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich.